HEFT 8 AUGUST 1985 5,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

EL SALVADOR

Der Guerilla-Krieg in den Städten

in konkret August 1985

von Konkret

an Konkret

Unschuld und Sühne von Hermann L. Gremliza

Magazin

Backbord ist rechts - Die Sozialdemokratie wendet von Wolfgang Schneider

Irgendwie haben alle das Gefühl, die SPD sei seit der Bonner Wende auf dem Weg nach links: Die Bürgerpresse sowieso, aber auch die Grünen und sogar die Wähler der Sozialdemokratie. Selten lagen soviele so falsch

Umwelt erschüttert uns nicht von Otto Köhler

Boehringer Ingelheim – bekannt durch Dioxin, Moorfleet und Georgswerder – feiert am 31. Juli den hundertsten Geburtstag. Zum Jubiläum ist auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker geladen, der wahrend des Vietnamkrieges der entscheidende Mann in der Firma war. Wer aber die Festansprache halten wird, blieb lange ungeklärt. Damit es keine Pannen gibt, hat Otto Köhler für KONKRET eine Jubelrede ausgearbeitet. Sperrfrist 31. Juli 1985, 12 Uhr. Es gilt das gedruckte Wort:

Atombomben - die BRD hat sie nicht. sie baut sie nur von Herbert Kunisch

Im Weltraum der atomare Terror und hiernieden auf Erden die Geschäfte aus der BRD mit Ländern, die sich Atomwaffen verschaffen wollen. Kaum ein anders Land hat ein so entwickeltes atomares Know-how und darf scheinbar so wenig damit anfangen

»Und du«, fragte ich, »warum bist du nicht nach Zürich oder Brooklyn gegangen?« von Saro Maretta

»Ich? Ich wär ja verrückt«, gibt er zur Antwort. »Ein freier Mann bin ich.«

Solidarität mit dem nacaraguanischen Volk hat nichts mit Revolutionsromantik zu tun von Jeff Jones, Arno Luik

Die einen machen ihre eigene Geschichte mittlerweile zum Forschungsgegenstand – westdeutsche SDSler versammelten sich in der FU Berlin – andere aus der Protestbewegung der Sechziger arbeiten auch heute noch für die einstigen Ziele. Einer ist Jeff Jones, einstiger Vorsitzender des US-amerikanischen SDS, dann Mitglied der Weather Underground Organisation,, dann lange Jahre unter falschem Namen untergetaucht, seit 1981 wieder mit dabei, wenn es darum geht, den US-amerikanischen Imperialismus zu bekämpfen.

Die Guerilla kommt in die Städte von Gaby Gottwald, Helmut Scheben

Seit dem Beginn der Friedensgespräche in La Palma spricht alles von »Kriegsmüdigkeit« in El Salvador: Duarte will die Guerilla durch Dialog zum Niederlegen der Waffen bewegen und politisch »integrieren«. Die Guerilla will die Machtbeteiligung und glaubt durch den Dialog einen Freiraum für verstärkte politische Agitation in den Städten zu bekommen. Die Armee will ihr Image als Repressionswerkzeug der Ultrarechten verändern und redet von »Wiederaufbau der zerstörten Gebiete«. Helmut Scheben und Gabi Gottwald sprachen mit denen, die selten etwas der Presse sagen, aber sehr wohl ein Wort bei diesem Krieg mitzureden haben: mit den Guerilleros im Norden von Morazán

GEGENDARSTELLUNG:

Im Namen des Dampffrisierstabs von Michael Schilling

Ein ehemaliger Agentenführer, der rechtswidrige Aktionen des BND geleitet und dies später dienstpflichtwidrig ausgequatscht hat, klagt das Urheberrecht an den durch ihn bekanntgewordenen Informationen ein. Und das OLG München, unter Juristen auch »Franz Josefs Leibgericht« genannt, gibt ihm recht. Michael Schilling dokumentiert die justizförmige Farce

Jugend ist besonders lohnend von Peter Krauß

Im Internationalen Jahr der Jugend, das die Politiker hierzulande zu ihrer eigenen Beruhigung begehen, spüren die Jugendlichen in der BRD besonders deutlich die Krise. Wer unter 25 Jahre alt ist, findet nur selten Arbeit. Die Wohlfahrtsverbände profitieren von diesem Zustand.

Kolumne von Horst Tomayer, Ernst Kahl

Im Bett ist alles viel leichter von Christian Hauschildt, Werner Schartel

Original oder nachgeäfft? Macht Peter Zadek jetzt Anleihen auf St. Pauli, oder erfrecht der Kiez sich, dem Hamburger Schauspielhaus Konkurrenz zu machen? Heftige Verwirrung! Wer beklaut wen?

Die Sehnsucht nach den alten Mythen von Hans-Joachim Schlegel

Der »östliche« Filmemacher Andrej Tarkowskij lebt und arbeitet jetzt im »Westen«. Er gilt hierzulande als Avantgardist, obwohl er die Avantgarde überhaupt für geistlos hält und stattdessen auf die »Spiritualität« und »kontemplative Geistigkeit« setzt. Tarkowskij – ein Zeit- und Weggenosse all jener, die sich von der Innerlichkeit erhoffen, was sie draußen nicht schaffen konnten?

Der hilfreiche Kriegsverbrecher - Eine Karriere mit Opfern von Peter Dahl

Besoffen vom Bitburger Versöhnungswerk macht sich nun auch die Szene auf die Suche nach dem »anständigen« SS-Mann. Nur muß das Philosophiestudium hier die Fronterfahrung ersetzen. Also kommt auch kein »einfacher Kamerad« in Frage wie noch bei Dregger. Es muß schon ein Grusel-Typ von KZ-Wächter sein, Oberaufseher am besten, aus Himmlers Vorzimmer, an dem sich die neue Redlichkeit richtig abarbeiten kann. Eben: Kurt A. Becher, Reichsführers gehorsamster Becher, dessen Verdienste die linke Öffentlichkeit, lt. »taz«, bislang gezielt totgeschwiegen hat

Ein Mann unter EinflußDylan goes modern von Günter Amendt

Hier wird keine Platte besprochen, hier wird ein Projekt vorgestellt. »Empire Burlesque«, der schwerste Brocken seit »Saved«. The contemporary Bob Dylan.

Die Sprayer von Köln von Frank Grützbach

Seit wir das Dr. Rüdiger Hochhaus und den Autobahnzubringer zur A 57 haben (wer hat was nach sich gezogen, weiß mans?), seit wir in Köln diesem Bauwerk eine dicke Scheibe von Dr. Adenauers Grüngürtel geopfert haben, haben wir den Stau.

Trrradition - marrsch! von Simone Schmidt

Einmal, für kurze Zeit, war Fürstenfeldbruck weltberühmt. 1972, als das furchtbare Massaker auf dem Militärflughafen die »heiteren« Olympischen Spiele von München beendete. An diese Publicity jedoch erinnern sich die Besucher nicht so gern. Dafür konnten sie schließlich nichts. Also redet man am ehesten nicht darüber.

Kapital und Verbrechen von Ernest Mandel, Paul Depondt, Piet de Moor

Wenn schon keiner mehr politische Bücher lesen will, ein Vorschlag von Brecht: Kehren wir zu den Kriminalromanen zurück! Trusts und Monopole, Agenten, Politruks und Millionäre – alle Übel der Welt sind im Detektivroman. Meisterdenker Ernest Mandel, sonst ins »Kapital« vertieft, hat 1000 Kriminalgeschichten gelesen und gleich eine Geschichte des Kriminalromans daraus gemacht. Paul Depondt und Piet de Moor horchten ihn aus

Keine Aussicht auf Abkürzung von Walter Klier

Hermann Peter Piwitt: Die Umseglung von Kap Hoorn durch das Vollschiff Susanne l909 in 52 Tagen, Konkret Literatur Verlag, 256 Seiten, DM 24,-

Aufklärung nachher und vorher von Georg Fülberth

Uwe Wesel: Juristische Weltkunde. Eine Einführung in das Recht. Suhrkamp Verlag, stw 467, 213 Seiten, DM 14.-

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/85, S. 4

von Konkret

1. Die Juristen geben sich Mühe mit KONKRET. Auf Seite 44 dieser Ausgabe referiert und kommentiert Michael Schilling das Urteil des OLG München in Sachen Langemann gegen KONKRET, wonach Langemann das Urheberrecht an sieben Sätzen, die in KONKRET veröffentlicht worden waren, zugesprochen wird, obwohl er eigentlich gar nicht hätte mitteilen dürfen, was offiziell auch niemals stattgefunden hat. Alles weitere im Heft. Noch nicht druckreif ist »eine andere staatsanwaltschaftliche Aktion« . Das »Deutsche Gespräch« von Horst Tomayer in KONKRET 6/85 mit dem ehemaligen Oberst und »Rammjäger« Walther Dahl hatte der Arbeitskreis gegen Faschismus im Kreis Altenkirchen zum Anlass genommen, Strafanzeige gegen Dahl wegen Volksverhetzung nach § 130 StGB bei der Staatsanwaltschaft Heidelberg zu stellen. Der Staatsanwalt reagierte prompt und stellte das Verfahren ein. Nicht ohne Begründung:

»Dem Beschuldigten wird zur Last gelegt, er habe in einem Telefonat mit dem Journalisten Horst Tomayer die Juden diskriminiert und sich der Volksverhetzung nach § 130 StGB strafbar gemacht. Der Journalist hat das Telefonat erschlichen, indem er sich als gleichgesinnter Schulrektor ausgegeben hat.

Eine strafbare Handlung durch den Beschuldigten liegt nicht vor. Ein Verstoß gegen den § 130 liegt nicht vor, da es an dem Tatbestandsmerkmal der Eignung zur Störung des öffentlichen Friedens mangelt. Der Beschuldigte konnte davon ausgehen, daß seine am Telefon getanen Äußerungen von dem Gesprächspartner nicht weitergegeben werden.

Eine Ablichtung Ihrer Strafanzeige habe ich an die Staatsanwaltschaft Hamburg gesandt zur Prüfung der Frage, ob durch die Veröffentlichung in der Zeitschrift 'Konkret ' der Tatbestand des § 130 StGB erfüllt worden ist.«

So ist das also wieder und immer noch. Da geht manches wohl so ganz en passant koppHeister. Wir warten auf Post aus Hamburg.

2. Die fünf Reisegutscheine aus Heft 6/85 sind unter die Leute gebracht. Die Gewinner sind: Uwe Martin, 1000 Berlin 61; Jutta Höflich, 2000 Hamburg 13; Bettina Busse, 3500 Kassel; Jörg Gentner, 3559 Berghofen; Uwe Lindner, 7750 Konstanz. Und was sagt man da? Glückwunsch !

3. Folgen 1: Auf die Veröffentlichung des Artikels über Silicon Valley (KONKRET 2/85) bildete sich in den Grazer Stadtteilen Grambach und Raaba eine Umweltinitiative. Zuvor war angekündigt worden, daß der österreichische Staatskonzern VOEST zusammen mit dem japanischen Elektronikunternehmen OKI (FUIJI) dort eine Produktionsstätte für Chips errichten will. Die österreichischen Initiativler waren über die zu erwartende Verseuchung des Grundwassers und die Verschmutzung der Luft durch die Chips-Fabrik – nach dem Muster von Silicon Valley – gar nicht erbaut. Auf Druck der Initiative luden die Bürgermeister der beiden Gemeinden schließlich zu einer Versammlung, auf der auch Vertreter von VOEST und OKI anwesend waren. Den Fragen der gut informierten Bürger, welche Chemikalien denn nun im Herstellungsprozess verwendet werden sollten, welche Sicherungen vorgesehen seien, konnten die Konzernvertreter nur sehr lückenhaft beantworten. Die beiden Bürgermeister, beeindruckt durch das Wissen auf der einen und das scheinbare Unwissen auf der anderen Seite, haben zunächst einmal die Entscheidung über die Ansiedlung der Chips-Fabrik auf einen späteren Zeitpunkt verschoben.

4. Folgen II: Dem Hamburger Anthropologen Professor Dr. Rainer Knußmann ist seit den KONKRET-Enthüllungen in Heft 6/85 und 7/85 die Freude an seiner wissenschaftlichen Rasterfahndung nach dem ideellen Gesamtschwulen (Arbeitstitel: »Geschlechteranthropologische Untersuchung zum Sexualhormonspiegel und seinen Korrelaten«) gründlich vergällt. Zwar hatte der Professor auf einer Podiumsdiskussion der Homosexuellen-Initiative »Magnus Hirschfeld Zentrum« (MHZ) so wacker seinen Mann gestanden, daß manch einem warm ums Herz geworden war (Ein MHZ-Sprecher: »Wirklich toll fand ich das harmonische Diskussionsklima«), aber schon wenige Tage später war es geschehen:

Mitglieder der »Demokratischen Lesben und Schwulen Initiative« (DeLSI), andere Homosexuellen-Organisationen und der AStA waren so vermessen, die heiligen Hallen des Anthropologischen Instituts zu besetzen. Nach dem coming-in gab es der Professor schriftlich: »Ich erkläre, daß in der Hormonstudie keine weiteren Probanden untersucht werden . « Und: für die Vernichtung der bislang erhobenen Daten will er sich beim Auftraggeber, der »Deutschen Forschungsgemeinschaft« verwenden. Immer zu.

5. KONKRET wird teurer: Ab September kostet das Heft am Kiosk 6 Mark, das Jahresabonnement 72 Mark. Wer das nicht bezahlen will, hat eine letzte Chance – siehe Seite 71. Der Grund für die Preiserhöhung ist nicht, daß der Verleger ein neues

Auto braucht. Sein Oldtimer (Baujahr 70) tuts noch ein Weilchen. Wir müssen bloß die gestiegenen Kosten für Druck und Papier weitergeben.

6. Es soll gar nicht erst der Eindruck entstehen, wir hätten Glotz, Lafontaine, Rau und Steinkühler vor die Kamera bekommen für einen Titel. Vor der Montage sah das Bild anders aus. Das schönere Bild ist auf der Titelseite, aber die schöneren Menschen, naja, lassen wir das.

Konkret 08/85, S. 5

an Konkret

ALTE 68IGER

KONKRET 7/85: etc. etc.

Es gab eine Zeit, da habe ich überlegt, ob KONKRET sein Geld noch wert ist. Die Hefte waren dünn, in jeder Beziehung und Pohrts Schüsse durch den Rücken trafen doch immer nur den großen Onkel.

Die letzten beiden Hefte haben mir nun aber sehr gut gefallen, und Ihr sollt ja nicht nur Meckerbriefe bekommen. Und in den Heften haben mir die Artikel von Pawek und der Paraguay Bericht von Timm ganz besonders gut gefallen. Das ist gut lesbar und bringt eine Menge Informationen rüber. Ihr solltet mehr die alten 68iger schreiben lassen, die Piwitts, Timms, Paweks, Amendts und den Schneider, Michael, denn Peter schreibt ja in der »Zeit« und man sieht an seinem China-Artikel, wohin er gekommen ist.

Dagegen die Reportage aus Paraguay. So gehts voran!

GUNTER GREBE

KÖLN

SPORTGRANATEN

KONKRET 7/85: »Schießen & Köpfen« von Bernhard Schneidewind

Vergleicht man den Sport von früher und jetzt hinsichtlich der Fairness, so scheint es nur eine Frage der Zeit und des Geldes zu sein, ab wann die »sportlichen« Wettkämpfe durch Handgranaten, Maschinenpistolen, Tornisterbomben u. ä. entschieden werden.

HARALD HERKENRATH

KÖLN

POLITIKER

KONKRET 7/85: »Auguren weinen nicht« von Hermann L. Gremliza

Immerfort »lächelnde« Politiker fand schon der Philosoph Karl Jaspers (1883-1969) nicht geheuer: »Heute sieht man Politiker, deren Angesicht und Habitus uns verblüfft. Wissen sie, was sie tun, worin sie stehen? Welche Vorstellungen haben sie? Ständig haben sie lachende Gesichter. Es ist, als ob die Welt erwarte, daß sie heiter seien, mögen sie sich in einem starren, undurchdringlichen Lächeln, oder in einem jovial vergnügten, gutmütig zufriedenen, oder in einem erstaunt betroffenen Grinsen oder in anderen Abwandlungen verstecken. Wollen die Völker und wollen sie selbst, daß der ungeheure Ernst dessen, was sie sehen und wissen und tun, hinter der Fassade einer über die Welt sich legenden Albernheit verloren werde? Oder wird eigentlich gar nichts verborgen, zeigt sich vielmehr die durchgehende Ratlosigkeit? So wie Menschen, die auf einer Lüge oder Dummheit ertappt werden, statt niedergeschlagen zu sein, vielmehr lachen, als ob nichts sei?« (In: »Die Atombombe und die Zukunft des Menschen«, 1958) Das scheint also ein zeitbeständiger polit-pathologischer Befund zu sein.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Daß die Politiker (gegenwärtig) aus der dritten Garnitur stammen, ist mehr als wahr, aber die Platzverteilung für Industrie und »Handel, Banken und Versicherungen« kann ich gar nicht gelten lassen.

Erst einmal sind des Wortspiels halber die Bereiche Handel, Banken/Versicherungen zusammengefaßt. Der eine profitiert aber von der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik – die Großbanken in der BRD haben in den 80ern die größten Gewinne ihrer BRD-Geschichten eingefahren – , der andere leidet darunter, mindestens in den konsumnahen Bereichen von der Nachfrageseite her. Auch sind beide mit einer ganz unterschiedlichen ökonomischen Macht ausgestattet. Was denk ich mir im Stillen? Der Gremliza tat's um des Reimes willen!

Vor allem geht nicht die erste Garnitur in die Industrie und die zweite in die Banken! 1982 waren unter den 30 größten Unternehmen der BRD die Großbanken in 21 vertreten, unter den ersten 11 in allen, durch Aufsichtsratsposten, Depotstimmrecht und/oder Kapitalbeteiligungen. In 5 der 6 größten Chemiekonzernen, 4 der 5 KFZ-Konzerne, 4 der 8 Elektrokonzerne und 6 der 7 Stahlkonzerne sitzen Bankvertreter. Was sicher nicht heißt, daß sie bei den anderen nichts zu sagen haben. Ich denke, in diesen Zusammenhängen ist auch die erste Garnitur zu suchen.

Wer da nun Industrie und wer Bank ist – vielleicht sollte man, nachdem Karl Pawek im letzten Heft schon die Arbeiteraristokratie wiederentdeckt hat, auch den Begriff des Finanzkapitals hinter den Kulissen des imperialistischen Welttheaters hervorholen und liebevoll entstauben?

ANGELIKA SÖRGEL

BREMEN

NIVEAU

KONKRET 7/85: »Tür zu, es zieht«/Notizen

Natürlich hat mich Eure freundliche Erwähnung des von mir übersetzten, zusammengestellten und mit einer ausführlichen Nachbemerkung versehenen Rotbuch 301 »Offene Zweierbeziehung« gefreut.

Meine Freude wäre noch größer gewesen, wenn ihr mich dabei ebenfalls erwähnt hättet. Es ist ja so, daß Rame/Fo auf italienisch schreiben und theaterspielen. Folglich hätte die Erkenntnis, bei offenen Beziehungen besteht Gefahr, daß Durchzug entsteht, ohne mein Engagement nicht so bald die Alpen überwinden können, oder wäre gar immer ein italienisches Geheimnis geblieben.

RENATE CHOTJEWITZ-HÄFNER

HAUNETAL-KRUSPIS

Daß in Hamburg alles teurer ist, war mir als Berliner schon vorher klar Daß man aber 40°70 mehr berappen muß, weil ich jetzt, nachdem ich Euren Preisvergleich in der Kurzkritik von Franca Rame/Dario Fo: Offene Zweierbeziehung/Eine Mutter/Die Vergewaltigung, Rotbuch 301, gelesen habe In Berlin kostet eine Kinokarte immer noch 10,- DM; ebenfalls erhalte ich dafür nicht zwei bessere Biere – ergo kostet das Rotbuch 301 auch nur 10,- DM, nicht 14,- DM, wie Ihr schreibt.

Wir werden auch zukünftig unsere Bücher nach dem Berliner-Preis-Niveau (BPN) und nicht nach dem Hamburger-Preis-Niveau (HPN) kalkulieren. Und es tut mir leid, daß Ihr in Hamburg dann noch nicht 'mal dafür ins Kino könnt oder zwei bessere Biere kriegt. Kauft halt das Buch, Ihr spart 40 %!

HOLGER BEHM

ROTBUCH VERLAG

BERLIN

BEKLOPPT

KONKRET 7/85: »Spanien owe!«von Wolfgang Graetz

Nett, wie Wolfgang Graetz den Zusammenhang zwischen Neofaschisten und Franco-Übriggebliebenen herstellt. Der Spanienurlauber dieses Jahres weiß also sofort, wohin die spanischen Straßenhändler mit ihrem Nazi-Ramsch gehören

Ausländerhetze pur und Pauschalisierung von EG-Problemen durch den Beitritt Spaniens obendrauf.

JÖRG PALITZSCH

INGERSHEIM

Gibt es eigentlich keine sinnvollere Möglichkeit, Seiten zu füllen als mit vor ignorantem Spießertum nur so triefenden Auslassungen eines (in eigenen Worten) »Bekloppten« wie W. Graetz?

GERHARD DILGER

GIESSEN

SCHEUSAL

KONKRET 7/85: »Stroessner« von Uwe Timm

Die Methoden des berüchtigten Diktators sind ja weltweit bekannt. Sein Besuch in der Bundesrepublik wurde kurzfristig abgesagt. Zum Leidwesen der bayerischen Staatsregierung. Strauß ist nämlich mit seinen engen Verbindungen zu Rassisten und Diktatoren in aller Welt auch mit Stroessner gut befreundet. So hatte auch der CSU-Bundestagsabgeordnete Graf Huyn dem Scheusal Stroessner einen besonderen herzlichen Empfang »im Land seiner Väter« im CSU-»Bayernkurier« zugesichert!

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

GREGOR

KONKRET 7/85: »KONGRETCHEN«

Geile Knaben, geile Mädchen: alle lieben das KONGRETCHEN; alle ham dies »sternchen« gern, weil es *nicht* das Kind vom »Stern«!

GÜNTHER TRIEDWINDT

RRUNSBÜTTEL

SORGFÄLTIGER

KONKRET 6185: »Mit Gott, ohne Kommunismus« von Sabine Rosenbladt

Der in diesem Artikel angesprochene Überfall vom 18.10.83 wurde nicht auf das Dorf Pantasma ausgeübt, denn ein Dorf mit diesem Namen gibt es meines Wissens nicht. Der Überfall, bei dem 47 Nicaraguenser umgebracht wurden, fand in einem entlegenen Teil des Pantasma-Tales statt. So weit ich weiß, war das EI Ventarron. Das Pantasma-Tal, welches als eines der fruchtbarsten Gegenden Nicaraguas gilt, erstreckt sich über ein größeres Gebiet. Es sind dort mehrere Kooperativen angesiedelt. Früher war dies auch ein Rekrutierungsgebiet für die Nationalgarde. Nicht zuletzt deshalb ist die Contra dort sehr aktiv, weil es verwandtschaftliche Bindungen gibt. Gerade der Kaffeeanbau soll durch die feigen und hinterhältigen Attacken der Söldner gestört und die Bevölkerung eingeschüchtert und terrorisiert werden.

Die PLI ist nicht die sozialdemokratische Partei Nicaraguas, sondern die Partei der sogenannten Liberalen, die letztendlich doch an den Wahlen teilnahm (11 Prozent). Die Sozialdemokraten sind in der PSD zusammengeschlossen, welche eine der drei Parteien der Coordinadora war, die nicht an den Wahlen vom 4. November 1984 teilgenommen hat. Ein bißchen sorgfältiger hättet Ihr das ja überprüfen können.

ANDREAS SCHATTKA

BRAUNSCHWEIG

MARX II

KONKRET 6/85: »Die Linke in der BRD, überholt, ohnmächtig, korrumpiert«. Von Karl Pawek

Glückwunsch! Was Marx, Engels, Trotzki, Lenin, Bauer, Mao und Dutschke in 150 Jahren nicht zu sehen vermochten, hat uns Karl Pawek als Sprachrohr von Hermann L . Gremliza gezeigt: Die Frauen sind die neue revolutionäre Klasse! Nicht mehr die Verfügung über die Produktionsmittel bestimmt den Klassenkampf, sondern die über den Bauch der Frau.

REINHARD STARCK

NIERSTEIN

Aus ist's, aus und vorbei. Alle sind deprimiert, korrumpiert, angepaßt. Wer's nicht ist, macht sich was vor.. . oder mensch debattiert lustlos über die böse Welt, um sich anschließend in der kapitalistisch-imperialistischen Hängematte die Wampe voll zu schlagen.

Was will der Autor uns damit sagen?

Die »Linke in der BRD« auf 3 1/2 Seiten allein darstellen zu wollen, wäre ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen. Sodenn bestätigte sich meine Befürchtung beim Lesen des Artikels. Narhalla marsch: Wer ist überhaupt »die Linke«? Da werden »die Grünen« angesprochen. Die Grünen gibt's garnicht! Teile der Grünen bezeichnen sich selbst als »links«, allenfalls als »alternativ«. Die »Mehrheit der Friedensbewegung« ebenfalls.

Pawek erkennt den »Verteilungskampf« nur als solchen, nicht aber als eine (!) Erscheinungsform des Klassenkampfes. Oder: Gerade läuft die breite Diskussion über die »neue« Armut, aber Pawek sieht Probleme, »wirtschaftliche Not« in der BRD darzustellen.

Nahezu jeder Abschnitt des Textes bietet genügend Stoff für 3 1/2 Seiten, so aber wurde es (erwartungsgemäß) eine heillose Wurschtelei.

JÜRGEN SCHWIERS

HAMBURG

Einerseits spricht Pawek im zweiten (und Haupt-)Teil seines Aufsatzes endlich einmal aus, was doch eigentlich offensichtlich, aber schmerzlich ist: das Eingeständnis des linken Dilemmas in Europa – man könnte aufatmen angesichts so großer Ehrlichkeit, wenn es nicht so traurig wäre.

Andererseits führt er aber im ersten Teil dann inkonsequenterweise doch wieder das unwürdige Schauspiel eines Linken auf, der spürt, daß die alten Erklärungsmuster nicht mehr taugen außer zur Besänftigung und Einlullung des linken Gemüts – aber doch von liebgewonnenen Vorurteilen nicht lassen kann und die überkommenen Interpretationsschemata zu retten versucht.

KLAUS WOLPER

HAMBURG

Da hat einer gewagt und gewonnen. Worauf andere vergeblich warten, wir, die wahlverwandten KONKRET-Leser haben ihn: den subjektiv-verallgemeindernden, historisch-weltumspannenden, radikalrealistischen, linkssozialistischen Bekenner-Essay.

ELISABETH THÖLKE

HAMBURG

Spitze! Endlich einmal eine radikale Abrechnung mit den Pseudosozialistischen Idealisten; radikal deshalb, weil sie radikal nötig war und ein radikaler Sieg für die materialistische Geschichtsauffassung ist.

Die Sozialdemokratie, die sich als unfähig erwiesen hat die Entwicklung der kapitalistischen Industriestaaten im Kontext zur Verelendung der Entwicklungsländer zu sehen, ist mit ihrer »Ein bißchen Frieden, ein bißchen Freiheit, ein bißchen Eierkuchen« Ideologie zur wesentlichen Triebkraft des realen Kapitalismus geworden.

DER ARBEITER-KULTURVEREIN

RUSSENHASSER

KONKRET 6185: Leserbrief in 6/85 von Robert Baag (Schwörstadt) »Eine Reise nach Moskau«. Von Hermann C. Gremliza

Ich hätte beinah' schwören können, daß Schwörstadt als möglicher Geburtsort von Old-Schwurhand Zimmermann tief in Bayern liegt, vielleicht in der Nähe von Vilshofen – aber nein – es liegt in Deutsch-Südwest. Deshalb kann es auch nicht verwundern, daß uns aus dieser Ecke mal wieder die alten Lügen aus der verbalen Trickkiste strammer Russenhasser aufgetischt werden von den angeblich untätigen Sowjets beim Warschauer Herbstaufstand 1944. Dieser Aufstand war ein verzweifelter – militärisch jedoch unsinniger – Versuch der polnischen Bourgeoisie, den Russen bei der Befreiung Warschaus zuvorzukommen.

Die vor Nationalismus blinde Arroganz einer antirussischen polnischen Führungsschicht unter dem Kommando von Bor-Komorowski hat dabei Zehntausende polnischer Patrioten in den Tod getrieben.

Der Aufstand war den Sowjets absichtlich verschwiegen worden, damit der Triumph der Befreiung Warschaus nicht mit den verhaßten Russen geteilt werden mußte. Selbst der auf sowjetischer Seite kämpfenden 1. polnischen Armee wurde der Aufstand verheimlicht. Erst von Einwohnern Warschaus, die sich über die Weichsel schwimmend, auf das andere Ufer retteten, erfuhren die Sowjet-Truppen von der bewaffneten Erhebung. Diese sandten per Fallschirm 2 Verbindungsoffiziere

zu Bor-Komorowski, der sich aber weigerte, sie zu empfangen. Um den Aufständischen trotzdem zu helfen, überschritten sowjetische und polnische Truppen der 1. Belorussischen Front die Weichsel und besetzten einen Teil des Warschauer Ufers. Bor-Komorowski war auch dann noch nicht bereit, mit den Russen Verbindung aufzunehmen.

Nach großen Verlusten mußten sich die Sowjet-Truppen wieder zurückziehen. Militärisch überlegene Deutsche Verbände erzwangen den Zusammenbruch des russischen Brückenkopfes auf dem Warschauer Ufer.

Die 1. Belorussiche Armee unterstützte aber die Aufständischen weiter durch die Versorgung mit Nahrungsmitteln, Medizin und Munition aus der Luft. Die planmäßige Einnahme Warschaus erfolgte militärisch ausreichend vorbereitet, in der russischen Winteroffensive vom Januar 1945.

Die deutschen Truppen mußten sich, um nicht wie in Stalingrad eingekesselt zu werden, kampflos aus Polens Hauptstadt zurückziehen. Auf diesem Rückzug habe ich mir meine letzte Verwundung zugezogen. Es könnte nicht schaden, daß die falsche Darstellung des Herrn Baag vom Warschauer Aufstand 1944 eine Korrektur erfährt.

Der SS-General, der den Warschauer Aufstand blutig niederschlug, hieß Reinefarth. Er war später langjähriger Bürgermeister von Westerland auf Sylt.

W. LANGENFELD

DORTMUNG

BLÖDE WORTSPIELE

KONKRET S/85: Notizen »Schwarze Liste«

Weil Salim Jay aus Rabat, Marokko, in einer Zeitschrift aus Paris, Texas oder Pinneberg?, in einer Liste der für ihn zehn besten Romane schwarzer Autoren sowohl anglophone als auch südafrikanische Literatur glatt unterschlagen und damit viel Ärger gekriegt hat, hat er in der Zeitschrift 'Black' (Ich will sofort wissen, wo die erscheint) eine Begründung nachgeschoben, was ihn von der Saft- und Kraftwurzel Brötzmann, der blasen wird, schon mal unterscheidet. (Lies: Blöde Wortspiele kann jeder Esel machen, aber, aufgemerkt, nicht jedem unterlaufen sie.) Gerade einer dieser zehn Romane, schreibt Euer Redakteur, der vermutlich die BRD provinziell finden möchte, damit aber kein Glück hat, sei auf Deutsch erschienen. Daß Baldwin keine anglophone, sondern amerikanische Literatur herstellt, ist richtig; nur ist 'The fire next time' deswegen noch lange kein Roman, sondern (:??? Jawohl: sondern; ich bitte darum, diese Frage mit Eurem Redakteur, der auch dafür nichts kann, auf Verlagskosten austragen zu dürfen) auf deutsch erschienen, freilich unanständigerweise schon vor 21 Jahren und unter dem Titel 'Hundert Jahre Freiheit ohne Gleichberechtigung'. So'n Scheiß, jetzt macht Salim Jays Liste weniger Ärger.

FRITZ WITTEK

FRANKFURT

Konkret 08/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Unschuld und Sühne

Berichtet die Klage von Terror, von unschuldigen Opfern und sinnlosem Blutvergießen, dann sind die Leichen weiß und finden letzte Ruhe unter Grabsteinen zwischen Helmstedt und San Francisco. Zerfetzt eine Zeitbombe in der Halle des Frankfurter Flughafens drei Menschen, offenbaren sich Bestialität, blinde Mordwut, öffnen sich atavistische Abgründe.

Schießt südafrikanische Polizei hundert Teilnehmer eines schwarzen Trauerzuges tot, heißt das: *Rassenunruhen.* Die farbigen *Opfer* des *Blutvergießens,* die nicht unschuldige eines sinnlosen genannt werden, verscharrt man in Massengräbern. Der gutwillige Kommentator beweint sie. Vor den Bombenlegern kennt er nur Abscheu: Wer da noch um Verständnis sich bemühe, sei keines Dialogs mehr wert.

Es wird, solange Reste von Moral überleben, Dinge geben, die auch dann nicht zu billigen wären, wenn man sie verstünde. Eine Mißbilligung jedoch, die schon den Versuch des Verstehens denunziert, drückt nichts aus als die Arroganz eines Kolonialhirns, das seine Wertbegriffe hoch über allen Interessen wähnt.

Wer sind also die unschuldigen Opfer sinnlosen Blutvergießens? Was unterscheidet sie von den roten, gelben, braunen, schwarzen Opfern, außer der Tatsache, daß jene tausendmal seltener zu beklagen sind? Ist der nicaraguensische Campesino ein schuldiges Opfer? Die Angolanerin? Das kambodschanische Kind? Schuldig nicht gerade – aber: Er, sie und es lebten schließlich auf einem Kriegsschauplatz, sie gehörten darum irgendwie *dazu.* Wirklich unschuldige Opfer sind nur die Unbeteiligten, die mit den Kriegen da unten überhaupt nichts zu schaffen haben. Was gehen den über Frankfurt am Main reisenden Stuttgarter Textilvertreter Schatila oder Maputo an?

Mehr als er weiß. Und viel mehr als er wissen will. Daß die einst nur geliebten Landesväter dort unten irgendwelche Kolonien betrieben, deren Zweck nicht zuerst die Beglückung der Kolonisierten war, hat er wohl gehört. Was später und bis heute die von ihm gewählten Führer deutscher Politik und die Herren der Wirtschaft dort anrichteten, ahnt er kaum: Wie sie ganze Erdteile auf ihre Dividenden zuschnitten, Völker mordeten, Stämme korrumpierten, Bindungen zerrissen, einst stolze Menschen erniedrigten und quälten; und wie sie es bis heute treiben, da sie an die Stelle von Schutztruppen und Expeditionskorps die *Weltbank* und den *Weltmarkt* gesetzt haben (und für noch krassere Fälle von Insubordination eine schnelle Eingreifreserve halten).

Das schlägt jetzt zurück. Die Barbarei, mit der sie Jahrhunderte lang niedergehalten und ausgepreßt wurden, kommt nun über die »zivilisierte Welt«, wie Reagan und Kohl ihre Reiche nennen. Die weißen Ausbeuter haben sie gelehrt, das Leben Andersfarbiger gering zu schätzen (und sie könnens noch lange nicht so wie ihre Lehrer). Und seit sie erfahren müssen, daß sie unter der neuen Herrschaft *Weltmarkt* noch schneller noch ärmer gemacht werden als unter der alten, daß in der herrschenden Weltordnung keine Chance auf Fortschritt für sie vorgesehen ist, breitet sich der Wunsch aus, ein paar der Peiniger mit in den Tod zu nehmen.

Zuerst hatten sie ja noch gehofft, ihre Unterdrücker hätten Gesichter und Namen; erwische man die etwa mit einem Attentat, träten bessere Leute an deren Stelle. Es dauerte, bis sie begriffen, was eine Charaktermaske ist und wie schnell sie ausgetauscht werden kann. Das war die große Zeit der gegen bestimmte Personen gerichteten und mit bestimmten Forderungen verknüpften Anschläge und Geiselnahmen. Sie währt noch, wächst nach der Zahl der Fälle sogar an, und geht doch zuende. Die Zukunft gehört der Verbreitung nackten Schreckens in den Metropolen – ohne Angabe von Zielen, ohne Bekennerbriefe. Sie werden kaputt machen, was sie kaputt gemacht hat.

Was da um sich schlägt, ist natürlich der Abschaum, die »merkwürdigste Ansammlung von Ausgestoßenen, Chaoten und Verbrechern seit der Entstehung des Dritten Reichs«, sagt Ronald Reagan, und an mächtigen Worten fehlt es wahrlich nicht: »Assassinen« (»Welt«), »das alte Gesetz der Wüste« (»FAZ«), »Monstrosität« (»Zeit«), »halbstarke Pistolenhelden« (»Spiegel«). Taten? Man müßte »die Nervenzentren des Terrors treffen« (»Welt«), man sollte das »terroristische Mördersyndikat« ausschalten (Reagan), man könnte Krieg anfangen gegen die Staaten, die auf Reagans Terror-Liste stehen: Iran, Libyen, Nordkorea, Kuba und Nicaragua. Oder auf den Bergedorfer Klugscheißer hören, der von einer »internationalen Solidarität der Ferstigkeit« Rettung erwartet, damit auch diese Flutkatastrophe abgewendet wird und der Vizekönig von Mogadischu nicht in Vergessenheit gerät.

Was man wirklich kann, ist bescheidener: sich und sein Teuerstes hinter Beton und Panzerglas verschanzen, wie es die Cliquen der Reichen in den Grüngürteln von Mexico-City bis Palermo schon lange tun. Vor dem Sprengsatz im Kaufhaus oder im städtischen Kindergarten gibt es keinen Schutz.

Und wohl auch nicht vor der Atombombe im Schließfach der Central Station von Ne v York. Die Kapitalisten haben den Kommunisten vielleicht nicht den Strick geliefert, aber die Ausbeuter den ausgebeuteten Völkern das spaltbare Material. Die erste terroristische Atombomben-Drohung kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. (Oder hat sie bereits

stattgefunden? Vielleicht müssen wir uns die eine oder andere wundersame Handlung dieser oder jener Regierung so erklären?) Schon hat sich die US-Regierung ja beeilt, ausgerechnet mit der »Weltzentrale des Terrorismus« (Reagan) eine Vereinbarung zu schließen, die diesen Fall betrifft.

Ach, waren das Zeiten, damals, mit der guten alten PLO. Da wußte man doch noch wer gegen wen und warum, konnte Preise aushandeln, Risiko-Rückstellungen machen, Geschäfte treiben. Auch der RAF, die sich strikt an ihren Comment hielt, werden die Rebmänner bald nachtrauern. Da war Ordnung, Logik, nachvollziehbares Handeln. Und nicht sowas: »Ein abgestelltes Schuhpaket im Bürogebäude Alstertor 18 löste gestern mittag einen Bombenalarm aus. Im Erdgeschoß hat die sowjetische Fluggesellschaft Aeroflot ihr Büro. Ein Sprengmeister der Polizei fand in dem im 1. Stock abgestellten Karton ein Paar Damenschuhe« (»Welt« vom 11. Juli, Lokalteil Hamburg).

Noch weiß keiner, wer die Bomben in Frankfurt oder Rom gelegt hat. Es könnte ein Überlebender von Sabra gewesen sein wie ein durchgedrehter Neonazi. Gefahndet wurde nach einem »Dunkelhäutigen«. Die Blicke der Angst sind nach Süden gerichtet, von schlechtem Gewissen gelenkt. Denn unter tausend *unschuldigen Opfern sinnlosen Blutvergießens* ist heute immer noch erst *ein* Bewohner aus jenen Ländern, deren Regierungschefs auf Wirtschaftsgipfeln beschließen, wieviele Farbige an Hunger und anderer Gewalt sterben werden. Die Geschichte drängt auf Ausgleich. Entweder 1:1 oder 1.000:1.000.

Konkret 08/85, S. 10

Magazin

Logik

Messerschmitt-Bölkow-Blohm baut auch Hubschrauber, zum Beispiel für Polizei und Armee. Polizei und Armee gibt es in vielen Ländern. Also liefert MBB Hubschrauber auch nach Chile und Südafrika. Nach Chile Anfang des Jahres, nach Südafrika im Juni. Zwqr wirbt die Firma in militärischen Fachzeitschriften mit Slogans wie: »Der Militärhubschrauber – BO 105« doch wenn ebendiese in genannte Länder exportiert werden, sind sie plötzlich wieder ganz friedlich. Da stört auch nicht das Versprechen des südafrikanischen Polizeiministers Louis Le Grange, er werde die vier BO 105 und den BK 117-Hubschrauber »zur Bekämpfung innerer Unruhen« einsetzen. Denn, so MBB-Sprecher Eduard Roth, die gelieferten Hubschrauber »sind ein Transportmittel wie jeder PKW«, und – wenn die Polizei bei uns einen Verkehrsstau auflöst, hot sie auch keine Raketen an Bord.

Teurer Spaß

Die britische Regierung wird im laufenden Fiskaljahr für jeden der knapp 2000 Bewohner der Falkland-Insel umgerechnet 1,1 Millionen Mark ausgeben, um die Festung auch ordentlich in Schuss zu halten. Gegenwärtig baut die Regierung auf der Insel einen neuen Flughafen auf dem dann auch Jumbos und andere schwergewichtige Flugzeuge starten und landen können.

Freundschaftsdienst

Die im chilenischen Besitz befindliche Osterinsel im Pazifischen Ozean wird zum US-amerikanischen Militärstützpunkt ausgebaut. Wie der chilenische Verteidigungsminister in Santiago mitteilte, wird die vorhandene Landepiste auf eine Länge von 3,5 Kilometer erweitert. Die Insel werde als Landebasis für US-Raumschiffe benötigt, erklärte ein Sprecher der US-Botschaft in Santiago. (Stürmisches Gelächter).

Und die Hauptschüler?

Die Zahl der Abiturienten, die sich nach der Schule um einen Ausbildungsplatz in der beruflichen Bildung bemühen, hat sich in den vergangenen vier Jahren vervierfacht. 1981 bewarben sich 27.000 Abiturienten um eine Lehre, in diesem Jahr werden rund 100.000 Bewerber erwartet.

Perrier adé

Das Ritual, das die Tour de France ist, kam in diesem Jahr durcheinander. Seit 1933 mußte die Etappensieger, kaum waren sie durchs Ziel gerollt einen schnellen Schluck aus der kleinen bauchigen Perrier-Flasche nehmen. In diesem Jahr nun waren die Fahrer gezwungen, Coca Cola zu trinken. Brachte Perrier im vergangen Jahr gerade 9200 Liter Mineralwasser in die Sieger und Zuschauer, so schüttet Coca Cola in diesem Jahr gleich 62.500 Liter aus.

Blutiger Handel

Japanische Pharmafirmen haben damit begonnen Blutplasma aus Südafrika zu importieren. Die Herkunft des Blutes ist eindeutig: nach der rassistischen Praxis in Südafrika wird Afrikanern abgezapftes Blut niemals Weißen zu Transfusionszwecken verabreicht und das Blut Weißer stets nur Weißen. Südafrikas 800.000 schwarzen Bergleuten wird regelmäßig, alle 56 Tage, Blut abgenommen, allerdings erhalten sie bei Verletzungen nur selten die ärztliche Betreuung, die angebracht wäre. So entstand über die Jahre ein Überschuss an Blutkonserven von Schwarzen. Der blutige Handel liegt in den weißen Händen des National Blood Fraction Centres.

Immer feste druff

In der Bundesrepublik werden jährlich schätzungsweise 400.000 Kinder von ihren Eltern zum Teil schwer mißhandelt, mehrere Hundert zu Tode geprügelt. Registriert wurden im vergangenen Jahr jedoch nur 30.000 Kindesmißhandlungen, 100 davon mit Todesfolge. Die Diskrepanz entsteht dadurch, daß viele Mißhandlungen als »Hausunfälle« ausgegeben und von den behandelnden Ärzten auch nicht immer als Mißhandlungen erkannt werden.

Spanisches

Meinungsumfragen signalisieren mehr und mehr, daß die Spanier sich vorstellen können auch ohne die NATO zu leben. Nach den letzten Umfragen die von der Zeitschrift »El Pais« veröffentlicht wurden, können sich 19 Prozent der Befragten vorstellen, daß Spanien Mitglieder der NATO ist, 54 Prozent sind gegenteiliger Auffassung und acht Prozent wissen schon jetzt, daß sie sich an einem Referendum über Spaniens Verhältnis zur NATO nicht beteiligen werden.

Feuer

Die ständig steigende Zahl von Computern auch in der Schule öffnet der Zeitschriftenbranche die Möglichkeit, neue Märkte zu erschliessen. Westermann gibt die Zeitschrift «LC Lehrmittel Computer« heraus, die der »Schulpraxis und Weiterbildung« dienen soll. Wie Weiterbildung zu verstehen ist macht der Titel des Heftes 1/85 deutlich: er zeigt einen Simulationsbildschirm für ein U-Boot mit allem was dazugehört: Tiefe, Geschwindigkeit, Treibstoff, Zahl der Torpedos, Ziele und die Zerstörung. Die Geschichte im Blatt: »Simulatoren im Unterricht«.

Zensur-Preise

Die Türkische Regierung hat mal kurz die Papierpreise drastisch um 49 Prozent angehoben. Selbst die erlaubten Journalisten- und Verlegerverbände mutmassen mittlerweile nicht ganz grundlos, daß diese Erhöhung und die absehbaren Folgen – Verteuerung und/oder Reduzierung aller Presseorgane – einem Akt der Zensur gleichkommen. Nach der letzten Erhöhung der Papierpreise durch den Staatsbetrieb SEKA hatten knapp hundert Druckereien im Lande den Betrieb einstellen müssen. Während der Preisindex in der Türkei in den letzten fünf Jahren um 738 Prozent gestiegen ist, erhöhte er sich für Papier gleich um 1738 Prozent. Der Verkauf an Büchern ist im vergangenen Jahr um 50 Prozent gesunken.

Auch noch

Papuo-Neuguinea, das territorial größte und mit 3,4 Millionen Einwohnern bevölkerungsreichste Entwicklungsland der Pazifik-Region, wird nun auch voll erschlossen: Das Land führt Fernsehen ein. Das erste Fernsehzentrum soll in etwa einem Jahr fertiggestellt sein. Danach werden dem Netz weitere Gebiete angeschlossen.

Die Freiheit wird in Berlin verteidigt. Jawoll!

Der Westberliner CDU-Bundestagsabgeordnete Feilcke – Sitzrecht, aber kein Stimmrecht – hat es endlich erreicht: der 42jährige, ungedient, wurde jetzt zum »Oberleutnant zur See der Reserve« befördert. Feilcke – Sitzrecht, aber kein Stimmrecht – hatte immer fleißig von der Möglichkeit zur Wehrinformationsübungen für Abgeordnete Gebrauch gemacht und sich unter seiner Bonner Nebenadresse auch in die Wehrertüchtigungskurse einschreiben lassen. Nun hat er den Rang. Feilcke will nun Kapitänleutnant werden. Acht Übungswochen – Sitzrecht aber kein Stimmrecht – muß er dafür ableisten .

Doppelte Sicherheit

Der Westberliner Innensenator Heinrich Lummer hat sich verbarrikadiert. In seinem Amtsgebäude am Fehrbelliner Platz wurde der Korridor mit dem Senatorenbüro und den Amtsräumen der Stababteilung durch zwei eigens eingebaute, stets verschlossene Türen von der Außenwelt abgeriegelt. Wer rein will, dem muß von innen aufgeschlossen werden, anschließend wird er eingeschlossen. Gerücht ist allerdings, daß Lummer damit die Bedingungen der Asylbewerber in Westberlin am eigenen Leibe austesten will.

Ein Pillen-Tod

Pharma-Unternehmen sind in den Verdacht geraten, neue Medikamente besonders gerne in Großbritannien zu testen, weil sie dort ob der eher laxen Gesetzgebung leichter willige Versuchspersonen finden als andernorts. Diese Behauptung wird in der britischen Öffentlichkeit erhoben, nachdem ein Student mehrere Monate nach der Einnahme eines Beruhigungsmittels von Hoffmann-La-Roche – er hatte für diesen Test 75 Pfund erhalten – an den Folgen einer Bluterkrankung gestorben war. Ein Kausalzusammenhang wurde zwar bislang nicht bestätigt, aber immerhin hat Roche unter Ablehnung einer rechtlichen Verantwortung der Familie angeboten, eine Entschädigung zu zahlen. Da kann sich der Tote ja freuen.

Völkerverständigung

Schülern und Schülerinnen, die sich besonders hervorgetan haben in Sachen internationale Verständigung und praktischer Mitarbeit bei der Betreuung ausländischer Schüler, winkt auch in diesem Jahr eine Prämie: Eine mehrwöchige Reise ins Ausland. Wohin? Klar, in eines jener Länder, das Vorbild ist für Ausgleich und Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Rasse und Religion: Wohin also?! Ans Kap. Aufenthalt zahlt der südafrikanische Staat, der macht auch das Programm. Zehn brave Schüler reisen. Im Austausch kommen 16 ebenso brave schwarze und weiße wohlgemerkt. Und Hessen ist mal wieder vorn. Genauer die Goethe-Schule in Kassel: Führend seit Jahren im Schüleraustausch mit der Apartheid-Republik.

Umsiedler

Rund zehn Millionen Indonesier sollen nach den Plänen der Regierung in Jakarta bis zum Jahre 2000 umgesiedelt werden. Wie offiziell bekannt wurde, sind vor allem die Bewohner auf der Hauptinsel Java, wo 70 Prozent der insgesamt 160 Millionen Indonesier leben, von der Maßnahme der Regierung betroffen. Die zehn Millionen sollen auf bisher spärlich besiedelten Inseln angesiedelt werden. Davon gibt es etwa 13 000

Konkret 08/85, S. 14

Wolfgang Schneider

Backbord ist rechts - Die Sozialdemokratie wendet

Irgendwie haben alle das Gefühl, die SPD sei seit der Bonner Wende auf dem Weg nach links: Die Bürgerpresse sowieso, aber auch die Grünen und sogar die Wähler der Sozialdemokratie. Selten lagen soviele so falsch

»Sie gehen wie ein Seemann. Für welche Politik stehen Sie eigentlich?«

(»Spiegel«-Frage an Johannes Rau)

Das geschäftsführende Bewußtsein der bundesrepublikanischen Sozialdemokratie charakterisiert seine Partei: »Massenorganisationen sind wie große Tanker; ihr Kurs ist nicht durch Zuruf zu ändern. (...) Die deutsche Sozialdemokratie ist ein so großer, schwerbeweglicher Tanker. Es ist sehr wichtig, daß er seetüchtig gehalten wird.« Das gewählte Bild legt nahe, die Bedingungen, unter denen zur Erhaltung der *Seetüchtigkeit* unerläßliche oder auch bloß wünschenswerte Reparaturen durchzuführen sind, wie folgt zu präzisieren: »Wenn ich mich mitten im Atlantik befinde, kann ich die Maschine meines Schiffes auch dann nicht abstellen, wenn ich einen Konstruktionsfehler entdecke; es sei denn, ein Nachbarschiff nimmt mich auf. Wo wäre dieses Nachbarschiff?«

Die Frage ist rhetorisch und die SPD allein auf hoher See. Dort widmet sie sich – selbstverständlich *»ohne die Maschinen abzustellen«* – seit dem Verlust der politischen Macht vor 2 1/2 Jahren der Pflege ihres ramponierten Images. *Konstruktionsfehler korrigieren, Godesberg fortschreiben, programmatische Erneuerung* nennen – je nach Publikum und Anlaß – ihre Strategen, was sie da treiben. Obwohl diese Aufgabe vom Münchner Parteitag 1982 zunächst der Abteilung für *Grundwerte* zugewiesen wurde, befaßt sich seit Ende '83 eine eigens dafür eingerichtete *Programmkommission* mit der Formulierung eines neuen Parteiprogramms, »das jedermann verständlich macht, was die große linke Volkspartei für den Rest dieses Jahrhunderts tun will, um mit der Arbeitslosigkeit fertigzuwerden, um die natürliche Umwelt zu schonen und wohl auch wiederherzustellen, um für die Länder der Dritten Welt partnerschaftsfähig zu werden, um das Wettrennen in den atomaren Holokaust zu stoppen« (Eppler, 1984).

Eine Ankündigung, die vor dem Hintergrund sozialdemokratischer Politik der letzten Jahrzehnte nur mäßige Spannung hervorrief. Zu Unrecht, wie ein Blick in die ersten mittlerweile vorliegenden Entwürfe zu einzelnen Kapiteln des neuen Programms belegt. Denn erst die genauere Lektüre gibt Auskunft über Ladung und Bestimmungsort des Tankers. Schon die eingangs zitierte Metaphorik liefert drei Hinweise auf seinen derzeitigen Kurs:

1. In der Gewißheit eigener Unersetzlichkeit endgültig tautologisch geworden, bewegt der sozialdemokratische Reformismus nur mehr sich selbst. Seine politische Logik unterstellt zum einen, der einzig mögliche Aufenthaltsort der Linken in der BRD sei an Bord der SPD, vermag aber zum anderen politische Ziele lediglich als Funktionen der eigenen Parteiapparatur zu beschreiben – jenseits der Reling ist bloß *Wasser,* und das hat nicht mal ideologische Balken.

Im erst wenige Wochen alten Entwurf für das Grundsatzkapitel des neuen Parteiprogramms wird diese prinzipienlose Selbstbezogenheit der Glotzschen Tankerphilosophie zum Kern sozialdemokratischer Identität: »Weil immer Fehlentscheidungen zu korrigieren sind, (. . .) bekennen wir uns zum Prinzip der dauernden Reform.« So klärt sich auch das Raisonnement der *Parlamentarischen Linken* in der SPD-Bundestagsfraktion über die programmatische Ausrichtung ihrer Partei: »Nicht über ein Schwanken nach rechts und links, sondern nur über eine grundlegende Erneuerung der Sozialdemokratie nach vorne« wollen Müller, Peter, Catenhusen, Hauchler & Co die SPD wieder flottmachen. Kein Navigationsproblem: Wo immer der Bug ist, ist vorne.

2. Das Bild vom Schiff auf hoher See aktualisiert genuin konservatives Gedankengut. Es appelliert an jenen, in voraufklärerische Zeiten zurückweisenden Gemeinschaftsinstinkt, der dem Auseinanderfallen der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftt in sich von allgemeingültigen Normen emanzipierende, einander bekämpfende Individuen/Interessen das sprichwörtliche *Wir sitzen alle in einem Boot* entgegenhielt . In der gegenwärtigen Rehabilitation dieses Ideologems drückt sich neben der allgemeinen Krisenerfahrung gerade auch das Scheitern des sozialdemokratischen Politik-Modells anfangs der 70er Jahre aus. Dieses Politik-Modell konnte, da Konsensbeschaffung und *gewaltfreie* Integration gesellschaftlich widerstreitender Interessen sein übergeordnetes Ziel war, nur so lange funktionieren, wie es die – und sei's ungleichgewichtige – Teilhabe breitester Bevölkerungsschichten am wirtschaftlichen Wachstum garantierte. Mit dessen Ausbleiben geriet auch das System sozialdemokratischer *Verteilungsgerechtigkeit* an seine Grenze.

Gemeinschaftsrhetorik und gebetsmühlenartige Beschwörungen des *sozialen Friedens* kennzeichnen seither sowohl sozialdemokratische wie konservative Strategien, den mit sinkenden Profitraten sich verschärfenden *Klassenkampf von oben* dem gesellschaftlichen Bewußtsein fern zu halten. »Diese Regierung wird eine neue Gemeinsamkeit begründen« (Helmut Kohl, Regierungserklärung 1982). »Die Kooperation aller Verantwortlichen wird aber nur zustande kommen,

wenn der soziale Konsens, der so viele Jahre die Basis unseres Wohlstandes war, erhalten bleibt« (Wirtschafts- und Finanzkommission des SPD-Vorstands, Dez. 83).

Das im Erfolg der letzten Landtags- und Kommunalwahlen sich bahnbrechende *Neue Wir-Gefühl* der SPD reflektiert aber nicht nur die spezifisch sozialdemokratische Scheu vor der Benennung klassengesellschaftlicher Widersprüche, es übertüncht auch die potentiellen innerparteilich/programmatischen Konflikte. Über deren Vorkommen und Gehalt gegenwärtig allerdings nur spekuliert werden kann, da die inszenierte Harmonie und das Worthülsengeklapper der öffentlichen Verlautbarungen eine präzise Kennzeichnung kontroverser Positionen nicht zulassen. Dem an nationalistische Instinkte appellierenden *Wir in NRW* – Pathos des Laienpredigers Rau (einem früheren *Wir in Bayern* der CSU nachgebildet!) korrespondiert eben nicht nur der angesichts realer Auseinandersetzungen alberne Verweis auf den »sozialen Konsens aller am Wirtschaftsprozeß Beteiligten« der Vorstandskommission, sondern auch die Vermutung der *Parlamentarischen Linken,* daß es »dem Erneuerungsprozeß nicht immer hilft, wenn inhaltliche Fragen ausgeklammert und Unterschiede verkleistert werden«. Aber meistens.

3. Wenn also – nach Glotzscher Logik – weder das Engagement im Binnenraum der Parteiorganisation noch die Artikulation sozialer/ökonomischer Forderungen außerhalb ihres Einzugsbereichs die politische Perspektive sozialdemokratischer Aktivitäten entscheidend beeinflussen – wer oder was bestimmt dann den Kurs des Tankers? Die Antwort ergibt sich aus den Funktionsbedingungen einer integrationistischen Volkspartei im Rahmen einer Klassengesellschaft: Seit die SPD vor 26 Jahren sich auch programmatisch vor dem Anspruch verabschiedete als reformistische Arbeiterpartei eine – wie auch immer reduzierte – Politik (klassen)parteilicher Interessenvertretung zu betreiben und damit offen zum Bestandteil der politischen Herrschaftsapparatur mutierte, hat sie sich – zwecks (meinungs)marktgerechter Koordinierung ihrer Öffentlichkeitsarbeit – zunehmend dem Orakel des alltäglichen Polit-Opportunismus unterworfen: Die Demoskopie wurde ihr oberster Ratgeber.

So sollte denn auch eine nach dem Erfolg des konservativ/liberalen Bürgerblocks bei den Sozialforschungsinstituten Infratest und Sinus in Auftrag gegebene Studie »den Genossen einen Weg aufzeigen, wie die Partei wieder mehrheitsfähig werden könne« (»Spiegel« 38/1984). Was die Marktforscher ermittelten – daß nämlich die SPD schwarze *und* grüne *Randwähler* bekehren müsse, sich also nicht einseitig profilieren dürfe – , wurde prompt zur *Neuen Doppelstrategie* für die 80er Jahre hochstilisiert. Willy Brandt verkündete ein »kräftiges Sowohl-Als-Auch« und steckte, während Holger Börner sich von den Grünen zum Ministerpräsidenten wählen ließ, die in einer Großen Koalition *gemeinsam zu* bewirtschaftenden »Felder nationaler Verantwortung« gleich selber ab. Sein grüner Zögling Lafontaine – Naturwissenschaftler *und* Buddhismussympathisant – perfektionierte das sozialdemokratische Einerseits/Andererseits und berief Jo 'Friedlich' Leinen zum Umweltminister, Karl Schiller aber zu seinem wirtschaftspolitischen Berater.

»Ökologische Modernisierung der kapitalistischen Volkswirtschaft« lautet die Zauberformel, mit der die Sozialdemokratie nicht nur *Arbeit und Umwelt* versöhnen, sondern vor allem Wählerstimmen gewinnen will. Ein widersinniges Programm von hoher Akzeptanz, enthält es doch für jeden etwas: kapitalismuskritische Naturfreunde greifen zur *Ökologie;* die politisch 'neutrale' technische Intelligenz nickt bei *Modernisierung;* selbstverständlich applaudieren die Wachstumskapitale; und die Gewerkschaften sind zufrieden, da Arbeitsplätze nicht infrage stehen.

Der oberflächliche Eindruck aber, die sozialdemokratische Programm-Diskussion sei 'offen', täuscht. Nur scheinbar schlingert der Tanker unentschlossen auf der Stelle. Eine nähere Betrachtung aktueller Positionsbestimmungen der beiden für die Zukunft nicht nur der SPD entscheidenden Fraktionen – der 'ökosozialistischen' und der gewerkschaftlichen – zeigt, wohin die Reise geht: Der Tanker driftet nach rechts.

II

»De erste Grund, warum wir die Wahl gewonnen haben, war die amtierende Regierung, die abgewirtschaftet hatte Der zweite Grund ist unser klares inhaltliches Profil «

(Oskar Lafontaine, März 85)

Die Reihenfolge stimmt – wie aber ist es beim *Hoffnungsträger* der sozialdemokratischen Linken um ein »klares inhaltliches Profil« tatsächlich bestellt? Was antwortet Oskar Lafontaine auf »Hungertod, Atomtod, Naturzerstörung und soziale Not«, wo sieht er ihre Ursachen, wen macht er für sie verantwortlich, wo setzen seine Gegenvorschläge an, und wohin zielen sie?

Die Lage – scheint's – ist ernst: Mit den ersten fünf Sätzen seines Buches führt uns der ehemalige Jesuitenschüler mitten hinein in die Apokalypse: »Jedes Jahr verhungern auf der Erde 45 Millionen Menschen. Der atomare Weltbrand kann jeden Augenblick ausbrechen. Die Zerstörung der Natur schreitet immer weiter, scheinbar unaufhaltsam. Die Industriegesellschaft ist an ihre Grenzen gestoßen, Massenarbeitslosigkeit und Armut (. . .) sind zurückgekehrt.« Dieser

katastrophische Zustand ist »Ergebnis menschlichen Handelns«, erkennt Lafontaine und richtet damit bereits nach genau 13 Zeilen den Finger auf die Schuldigen:

»Es fällt uns schwer, unser Handeln als ursächlich für Tod und Elend überall in der Welt anzusehen. Wir können die Verantwortung dafür aber nicht verweigern, wir sind immer verantwortlich (...)«. Daher »muß die Frage gestellt werden, was wir eigentlich wollen, welche Ziele wir haben. Wir wollen die Hungerkatastrophen nicht. Wir wollen sie vermeiden. Wir wollen den Atomtod nicht. Wir wollen ihn vermeiden. Wir wollen die Zerstörung der Natur nicht. Wir wollen sie vermeiden. Wir wollen die Massenarbeitslosigkeit nicht. Wir wollen sie vermeiden. Diese Widersprüche sind nur dann aufzulösen, wenn wir erkennen, daß unser alltägliches Verhalten, ohne daß es uns bewußt wird, weltweit zu katastrophalen Entwicklungen führt. Es ist nicht ungewöhnlich, in bester Absicht ein Ziel zu verfolgen und nicht zu bedenken, welche ungewollten Wirkungen dabei auftreten können.«

Hier zeigt sich die Leistungsfähigkeit des *Neuen Wir-Gefühls* der SPD; das ist sein rationaler Kern: Wo alle genannt sind, ist niemand gemeint; wo alle beschuldigt werden, ist niemand verantwortlich; wo sich alle 'falsch' verhalten, braucht sich nichts zu ändern.

Die Diskrepanz zwischen dern düsteren (Welt)Bild, das Lafontaine mit breitem Pinsel malt, und der konsequenten Weigerung, die Betreiber und Nutznießer von Ausbeutung und Not en gros oder en detail zu benennen, ist denn auch das auffälligste Merkmal des Lafontaineschen *Ökosozialismus.* Das beginnt beim Proporz-Gerede von der *Industriegesellschaft in Ost und West* und dem Unfug ihrer vermeintlich *natürlichen Grenzen* (die 45 Millionen jährlich Verhungernden sollten eigentlich klarmachen, daß der Verwertungsdrang bspw. der Nahrungsmittelmultis 'natürliche Grenzen' nicht kennt), geht über die implizite Behauptung, die kapitalistische Wirtschaft operiere global wie national »in bester Absicht« und endet bei der – konkrete Interessen bergenden – Feststellung, letztlich sei »das Verhängnis des Fortschritts« Urheber des weltweiten Leidens. »Der Fortschritt hat sich verrannt, ist in eine Sackgasse geraten.« In der auch Lafontaine steckt, denn Fazit seines Plädoyers für einen 'anderen Fortschritt' ist Ratlosigkeit: »Man kann es sich nicht einfach machen und sagen, wir verneinen den Fortschritt, der uns fesselt, und wir bejahen den Fortschritt, der uns befreit. Das Dilemma ist ja gerade, daß beides nicht voneinander zu trennen ist.«

Was also tun? »Weniger konsumieren, mehr bewahren«, empfiehlt der Ministerpräsident und formuliert den Minimalkonsens einer zukünftigen Großen Koalition. »Heute geht es nicht mehr nur darum, eine sozial gerechtere Welt zu schaffen, sondern heute geht es in erster Linie darum, das Leben und die Lebensgrundlagen zu bewahren« (»Spiegel« 26/1984). Daß das eine ohne das andere zu bewerkstelligen sei, ja, daß knappe Ressourcen, teure Energie und lädierte Wälder die Erfüllung sozialer Ansprüche verböten, behaupten bürgerliche Ideologen, seit ihnen der Club of Rome das entsprechende Material lieferte. Mit dieser modischen Variante des *Schnallt-den-Gürtel-enger* begründen sie die Verschiebung bestehender Macht- und Besitzverhältnisse zugunsten der herrschenden Klasse.

Auch der Lafontainesche Vorschlag zur Reform des angeblich finanzkrisengeschüttelten Sozialstaats folgt dem Kalkül der konservativen Wende: »Dem Ehrenamt sollte wieder mehr Gewicht beigemessen werden.« »Gemeinschaftliche Formen der sozialen Sicherung müssen gefunden werden.« Daß dabei jene 'Opfer' anfallen dürften, von denen Heiner Geißler meinte, die Bevölkerung sei zu ihnen bereit, solange der Regierungssprecher sie zu verkaufen verstünde, bleibt bei Lafontaine nicht unklar: »Die Verteilungsfrage wird sich anders stellen. Dies dürfte aber weder` den schrecken, der das Gebot der christlichen Nächstenliebe auf seine Fahnen geschrieben hat, noch den, der vom Grundsatz der Solidarität beseelt ist.« Diese Idylle der – unter sozialdemokratischem Dach – gemeinschaftlich und harmonisch zur Teilung des abnehmenden Sozialprodukts sich anschickenden christlichen Unternehmer und sozialistischen Gewerkschafter verdankt sich einer eigenwilligen Marx-Rezeption. Lafontaine glaubt, »daß der Sozialismus für Marx eine Widerstandsbewegung gegen die Zerstörung der Liebe in der gesellschaftlichen Wirklichkeit war«. Weswegen er doch lieber gleich Albert Schweitzer zum Ziehvater der *programmatischen Erneuerung* seiner Partei erklärt: »Der hier geforderten Neuorientierung unseres Handelns liegt die Ethik Albert Schweitzers zugrunde: 'Ich bin Leben, das leben will inmitten von Leben, das leben will. '«

Daß Christen sich wohlfühlen beim »Star ganzer Kirchentage« (»Zeit«), ist nicht verwunderlich. Was aber hält die Sozialisten in der SPD bei einem Mann, der überzeugt ist, daß *»falsch* verteilte Einkommen (...) die Ursache von Hunger und Unterernährung« seien, daß der Zug des Kapitals 'weg von den Realinvestitionen – hin zu den Finanzanlagen eine »Kapitalfehlleitung« sei, der mithin davon ausgeht, der Kapitalismus betreibe organisierte Verschwendung und produziere Massenarbeitslosigkeit und Massenelend lediglich irrtümlicherweise und der Imperialismus führe seine Kriege gleichsam nur 'aus Versehen'? Was finden sie an einem Politiker, der die Überwindung »erheblicher Widerstände in uns selbst« zur Grundlage seines Politik-Konzeptes macht und darüberhinaus vorgibt, zur Bewältigung der gegenwärtigen Krise sei es völlig ausreichend, einige Begriffe neu zu definieren? »Vollbeschäftigung kann (...) nur durch eine Neubestimmung der Arbeit (wiedererlangt werden)«; es gelte also, »einen anderen Arbeitsbegriff durchzusetzen«; »erst wenn die Ratio eine andere wird ...« usw.

usw .

Wer eigentlich 'definiert' mit welchem Effekt soziale und ökonomische Verhältnis se? Daß es einen Zusammenhang gibt zwischen der Verfügungsgewalt über Produktions/Investitionsmittel und der Möglichkeit, durch entsprechendes Handeln bzw. Unterlassen die gesellschaftliche Wirklichkeit der eigenen Sicht gemäß zu gestalten – davon hat Lafontaine offenbar nie etwas gehört.

Ein Blick auf die beiden Themenbereiche, mit denen er sich in der Öffentlichkeit als 'links' profilierte – die Umwelt- und die Friedenspolitik – macht deutlich, daß auch bei Lafontaine der politische Unverstand dazu neigt, in persönliche Charakterlosigkeit umzuschlagen:

1. Wesentliche Intention des Ökologen Lafontaine ist die Versöhnung der Belange des Umweltschutzes mit den Erfordernissen einer Profitwirtschaft. Dazu dienen ihm – neben seiner echt Schweitzer Lebensphilosophie (und dem Verweis auf den indianischen Umgang mit der Bohnenmaus) – vor allem drei Argumente:

- Das sozialdemokratische *Wir-Gefühl,* ökologisch gestimmt: »Der Unternehmer leidet unter der Umweltzerstörung ebenso wie der Arbeitnehmer, der Besitzende ebenso wie der Besitzlose.«
- Der Aktienkurs als Leitwährung sozialdemokratischer Programm-Diskussion: Die Umweltindustrie »weist die höchsten Zuwachsraten auf. (...) An der Börse hat man die Zusammenhänge auch schon erkannt.«
- Erst eine intakte Umwelt läßt auch den Kapitalismus so richtig florieren. Lafontaine zitiert zustimmend aus dem *Ökoplan* von Brunowsky und Wicke: »Ein intakte Umwelt bedeutet nicht nur hohen Freizeitwert, sondern günstigere Rahmenbedingungen für die Unternehmen: Arbeitskräfte sind gesünder und leistungsfähiger; sauberes Wasser für die Produktion braucht nicht vorgereinigt zu werden; saubere Luft für empfindliche Produktionen braucht nicht oder nur gering vorgefiltert zu werden, und Material, Maschinen, Gebäude sind vor Korrosionsschäden besser geschützt.«

2. Aber Lafontaine hofft nicht nur auf gesunde, leistungsfähige Arbeitskräfte, frische Luft und klares Wasser für die bundesdeutsche Industrie, er wünscht sich darüber hinaus, daß es »den jungen Leuten«, die zur Zeit durch die »scheinbare Käuflichkeit der Politik« ein wenig irritiert sind, mit sozialdemokratischer Unterstützung bald wieder möglich sein wird, »sich mit diesem Staat zu identifizieren«. Seine besondere Sorge gilt hier der Friedensbewegung. Die hat – so ihr vermeintlicher Fürsprecher – noch immer nicht kapiert, daß ihr Platz auf der Hardthöhe und nicht vor irgendwelchen Kasernentoren ist. »Hätte einer von ihnen statt in Mutlangen auf der Straße in Bonn in der Verantwortung gesessen, wäre keine Pershing stationiert worden.«

Das schreibt ein hoher Funktionär derjenigen Partei, die – als sie »in Bonn in der Verantwortung« saß – keine Anstrengung scheute, jene amerikanischen Atomwaffen ins Land zu holen, deren Stationierung dann auch ebendieser Funktionär nicht mehr verhindern konnte – schon weil er selber mitunter seine Zeit in Mutlangen vertrödelte. »Wer die Regierungsverantwortung verweigert, verhindert (...) gar nichts (...). Demokratische Sozialisten aber haben die Erfahrung gemacht, daß eine wirkungsvolle Politik der Verweigerung nur aus der übernommenen Verantwortung heraus möglich ist.« Von den Kriegskrediten 1914 bis zum NATO-Aufrüstungsbeschluß.

Zum Zynismus der Macht gesellt sich die Arroganz der Dummheit. Oskar Lafontaine resümiert sein friedensbewegtes Engagement: »Vor einigen Jahren hatten die NATO-Verteidigungsminister auf Drängen der Vereinigten Staaten die Vereinbarung getroffen, daß die NATO-Verteidigungsausgaben jährlich real um drei Prozent wachsen müßten. Dieser dreiprozentige Zuwachs hätte in rund 23 Jahren eine reale Verdoppelung, in rund 47 Jahren eine reale Verdreifachung der Verteidigungsausgaben bedeutet. (...) In harten Diskussionen habe ich versucht, die politisch Verantwortlichen davon abzubringen. Es war aus vielerlei Gründen nicht möglich, aber insbesondere deshalb, weil sie eine Exponentialfunktion nicht hochrechnen konnten.« Das also ist der sozialdemokratischen Weisheit letzter Schluß: Einige Nachhilfestunden in Mathematik, dann verschrotten die USA ihre Raketen und die Rüstungsindustrie schließt ihre Tore. Wenn nicht, naja, dann müssen die Kriegsschiffe für die chilenischen Faschisten aber wenigstens auf einer Kieler Werft gebaut werden.

III

»Es muß klipp und klar sein, daß die Linke vernünftige Bedingungen der Kapitalverwertung in Deutschland garantiert.«

(Peter Glotz, 1984)

Wo Lafontaine kleckert, klotzen Rappe und Steinkühler. Die Große Koalition aus IG-Chemie-Boß und IG-Metall-Vize hat in der Programmkommission eine Tischvorlage zum Thema *Wirtschaftspolitik* präsentiert, mit der – so »Vorwärts« und

»FR« – nun endlich »der programmatische Schulterschluß zwischen Gewerkschaftern und Ökologen, Linken und Rechten in der SPD wiederhergestellt« sei.

Während der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche im letzten Jahr standen sie sich noch als Kontrahenten gegenüber: Hermann Rappe, Grünenfresser und Befürworter einer CDU-Minderheitsregierung, votierte mitsamt seiner Handvoll kleinerer Gewerkschaften für die von Unternehmern und Regierung favorisierte Vorruhestandsregelung; Franz Steinkühler, Vordenker einer generellen gesellschaftspolitischen Mobilisierung der Gewerkschaften, plädierte für die Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit. Diese Spaltung des Gewerkschaftslagers war – neben der Halbherzigkeit, mit der IG Druck und IG Metall die 35-Stunden-Kampagne starteten – vorentscheidend für den relativen Mißerfolg des anschließenden Streiks.

Das alles aber ist jetzt – so ernst nehmen die Genossen sich nicht mal untereinander – vergeben und vergessen. Im Zeichen des *Neuen Wir-Gefühls* verlieren auch sozialdemokratische Gewerkschaftsfunktionäre ihre letzten Skrupel und beteiligen sich an der Ausformulierung eines auf ökonomische Restrukturierung und nach innen wie außen aggressive Formierung der kapitalistischen Metropolen angelegten Wirtschaftsprogramms.

Das Rappe/Steinkühler-Papier (»FR« vom 2.5.85, im folgenden: R/S) ergänzt den wirtschafts- und e sozialpolitischen Programmentwurf, d~ die Kommission für Wirtschafts- und Finanzpolitik beim SPD-Parteivorstand im Dezember 1983 unter dem Titel »Arbeit für alle – die Zukunft gestalten« vorlegte (»FR« vom 30.12.83 und 2.1.84, im folgenden: K). Darin werden »sozialdemokratische Antworten auf die wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen der Gegenwart« angekündigt. Eine – wie die Ausführungen der bestallten Vertreter bundesdeutscher Arbeitnehmerorganisationen zeigen – keineswegs harmlose Drohung.

»Die westlichen Industriegesellschaften befinden sich in einer Bewährungsprobe« – und nicht etwa in der Krise – , eröffnen Rappe und Steinkühler ihre Überlegungen; mit einem: »Das gemischtwirtschaftliche System hat sich im großen und ganzen bewährt« schließen sie sie. Damit erübrigt sich selbstverständlich eine ernsthafte Krisenanalyse. Zwar gibt es ein paar Probleme – »Verelendung der Natur« (Lafontaine) und Massenarbeitslosigkeit können selbst die beiden Gewerkschafter nicht übersehen – , die aber ließen sich durch von »gesamtgesellschaftlicher Verantwortung« getragene »Vernunft« ohne weiteres bewältigen. Denn lediglich durch Unachtsamkeit sind sie entstanden. So sehen Rappe und Steinkühler die Ursachen der Umweltzerstörung »in der mangelnden Erprobung sowie im unbesonnenen Umgang mit den Produkten« und nicht in den Bedingungen ihrer Herstellung (daß nicht etwa die Energiekonzerne, sondern »die Leute, die die Elektrizität benutzen, verantwortlich sind für den Rauch, der aus den Kraftwerken kommt«, hat schon vor Jahren der neoliberale Ökonom Milton Friedman behauptet).

Auch Arbeitslosigkeit ist für die sozialdemokratischen Theoretiker »Folge politischer Fehleinschätzungen und politischen Fehlverhaltens« (K). Dieses aber sollte – da ansonsten »auf die Dauer innere Stabilität und sozialer Frieden« gefährdet würden – nach Möglichkeit korrigiert werden; schon heute nämlich hätten die kapitalistischen Industriegesellschaften allzu »viel von ihrer Integrationskraft eingebüßt«. Um sie wiederherzustellen bzw. zu erhalten, bedürfe es eines neuerlichen Wirtschaftsaufschwungs, der – da »funktionsfähiger Wettbewerb auf der Grundlage der marktwirtschaftlichen Ordnung« unterstellt wird – die 'Einsicht' der Unternehmer in die Kontraproduktivität konservativ/liberaler Krisenlösungsstrategien erfordert. In nahezu grotesker Verkennung des ökonomischen und politischen Nutzens, den die herrschende Klasse gegenwärtig aus der Rehabilitation des 'Manchester-Kapitalismus' schlägt und in völliger Ahnungslosigkeit bezüglich der (welt)wirtschaftlichen Gründe, die sie dazu veranlassen, glauben Rappe und Steinkühler: »Es gibt keine schlüssigen wirtschaftlichen Gründe dafür, die bisher erreichte soziale Gerechtigkeit preiszugeben und darauf beruhende Übereinkünfte zwischen den sozialen Gruppen aufzukündigen.« Die Kommission irrt analog: »Die Kürzung sozialer Leistungen ist keine vernünftige wirtschaftspolitische Konzeption.«

Wo dergestalt ein gegen die Bedürfnisse der abhängig arbeitenden Bevölkerung gerichtetes spezifisches Interesse des Kapitals an bspw. niedrigen Löhnen und weitestgehender Vernutzung der Arbeitskräfte schlichtweg geleugnet wird, kann dann auch ein Programm vorgeschlagen werden, das – in »gesamtgesellschaftlicher Verantwortung« – das Partialinteresse der Produktionsmittelbesitzer zum Interesse der Gesamtgesellschaft umlügt.

Rappe, Steinkühler und die Vorstandskommission dienen dem nationalen Kapital zwecks Systemstabilisierung ein Konzept an, das sich von demjenigen der Kohl-Regierung nur durch die Rigidität unterscheidet, mit der ein sozialdemokratisch gelenkter Staatsapparat verspricht, den zu erwartenden Protest der betroffenen Bevölkerungsschichten sozialpolitisch zu kanalisieren.

Einige Etappen des sozialdemokratischen Wegs aus der Krise:

•

»Konsolidierung der Staatsfinanzen«: »Wir werden die schon von der sozialliberalen Koalition begonnene Konsolidierungspolitik fortsetzen« (K). Eine unmißverständliche Ankündigung: Im Rahmen ihres *Arbeitsförderungskonsolidierungsgesetzes*

1982 hatte die SPD/FDP-Koalition u.a.: die Anwartschaftszeiten für den Bezug von Arbeitslosengeld von 6 auf 12 Monate verlängert, die Sperrzeiten von 4 auf 8 Wochen heraufgesetzt, die Zumutbarkeitsbedingungen verschärft, Kindergeld, Bafög, Mutterschaftsgeld, Wohngeld, Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe, Krankenversicherungsleistungen und die Förderung beruflicher Bildung zusammengestrichen.

•

Da »das Wohlbefinden des einzelnen (...) nicht allein vom materiellen Wohlstand (abhängt)«, stellen Rappe und Steinkühler »Lohnzuwachsverzichte« in Aussicht. Die Kommission hat bereits konkrete Vorstellungen: »Zumindest im staatlichen Bereich (...) sind die Einkommen (...) noch nicht der geänderten Situation angeglichen. (...) Erfreulicherweise haben viele junge Lehrer und Sozialarbeiter Verständnis für die hier liegenden Probleme.«

•

Wo derart der Lebensstandard der Bevölkerung zur Disposition des Kapitals gestellt wird, ist – in klassisch-konservativer Manier – »das Selbsthilfe- und Selbstoganisationsvermögen der Bürger« gefragt (R/S): »Immaterielle Werte, wie etwa Verwurzelung in der Heimatgemeinde, freiwilliges Engagement für Gemeinschaftsaufgaben, Arbeitsfreude, Anerkennung in der Gemeinschaft« sollen kompensieren, was eine sozialdemokratische *Modernisierungsstrategie,* »die ganze Branchen vor den Zwang zur Entwicklung neuer Produkte, neuer Prozesse und zur Erschließung neuer Märkte« stellt (K), der Gesellschaft und den Einzelnen an Wunden schlägt.

•

Diesseits der Propagierung überkommener Werte hat der Staat dafür zu sorgen, daß geforderte »Mobilität und Leistungsorientierung« (R/S) den gesellschaftlichen Zusammenhalt nicht gefährden. Die sozialdemokratische Einsicht: »Modernisierung und Strukturwandel sind nicht gegen den Willen der Betroffenen durchzusetzen«, wird stets mit dem Hinweis verbunden, es sei daher Aufgabe des Staates, sie »sozialverträglich zu gestalten« (K).

•

Die 'Erschließung neuer Märkte' ruft den Internationalismus der Sozialdemokratie auf den Plan: »Hilfe bei der Entwicklung der Länder der Dritten Welt, aber auch der offene und ungehinderte Waren- und Kapitalverkehr sind auf längere Sicht Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung des eigenen Außenhandels« (R/S). »Internationale Solidarität und moralische Verantwortung verpflichten uns zur Hilfe. Aber in der Dritten Welt liegen auch unsere Märkte von morgen« (K). Ein besonders schwerer Fall von sozialdemokratischem *Sowohl-Als-Auch,* der sich in diesem so erbärmlichen wie mörderischen 'aber' anzeigt. 'Hilfe für die Dritte Welt' und ihre imperialistische Ausbeutung als gleichberechtigte Optionen? Zwei bundesdeutschen Gewerkschaftsfunktionären blieb es vorbehalten, unmißverständlich klarzumachen, daß die SPD sich längst gegen 'Moral' und 'Dritte Welt' zugunsten 'des eigenen Außenhandels' und 'unsrer Märkte von morgen' entschieden hat.

Rappe und Steinkühler wissen, welcher Instrumente sich das internationale Kapital auch weiterhin bedienen sollte, um die nationale Wirtschaft in Schwung und die heimische Arbeiterklasse bei Laune zu halten: »Internationale Koordinierungsinstitutionen (Internationaler Währungsfonds, Weltbank) haben sich insgesamt bewährt.« Die Erfolge dieser beiden über Wohl und Wehe eines Großteils der Menschheit entscheidenden Organisationen lassen sich in der Tat nicht übersehen: Ihre strikt monetaristische Auflagenpolitik (gegen deren Umsetzung hierzulande die Gewerkschaften selbstverständlich Sturm laufen) hat jene Dritt-Welt-Länder, die – um wenigstens die Schuldzinsen tilgen zu können – auf internationale Kredite angewiesen sind, rigoros dem Profit Kalkül transnationaler Konzerne und Großbanken unterworfen. *IWF-Stabilisierungsprogramme* (Steuersenkung, Subventionsabbau, Preiserhöhungen, Lohnkürzung, Reduzierung staatlicher Sozialleistungen und Erleichterung des Gewinntransfers der Multis) haben den Lebensstandard gerade der ärmeren Bevölkerungsschichten unters Existenzminimum gedrückt und die Arbeitslosenzahlen drastisch erhöht. Durch die Kreditvergabekonditionen dieser US-dominierten *Koordinierungsinstitutionen* (Stimmrechteverteilung: 19 Industrienationen = 60,7 %; 122 Entwicklungsländer = 31,3 %) wurden und werden autoritäre/faschistische Staaten gestützt – Chile unter Pinochet, Nicaragua unter Somoza, El Salvador; der IWF ist die letzte internationale Organisation, die das südafrikanische Rassistenregime stützt – und sozialistisch/reformistische destabilisiert: Chile unter Allende, das sandinistische Nicaragua, Grenada, Portugal nach der Nelkenrevolution, Jamaika unter Michael Manley usw.

So also übersetzt sich Gewerkschaftssolidarität und »internationale Verbundenheit« (R/S) sozialdemokratisch 'nach vorne': Die Versorgung der eigenen Klientel und ihre Versöhnung mit dem System bedeuten Aufrüstung der nationalen Wirtschaft für die Schlacht auf dem Weltmarkt; das ökologische Heimatprogramm schließt die Plünderung der Dritte-Welt-Ressourcen ein; der 'soziale Frieden' im Inneren der kapitalistischen Metropolen geht über die Leichen der gegen Marginalisierung und Verelendung Rebellierenden im 'Rest der Welt'.

Wie traf noch die »FAZ« (am 14.5.85) in's Schwarze?: »NRW hat der künftigen Kursbestimmung der SPD einen wichtigen Dienst geleistet. Selbst in Kreisen der Unionsparteien und des katholischen Klerus wurde anerkannt, daß dieser Wahlausgang staatspolitisch durchaus begrüßenswert sei.«

Daß die Grünen da bloß den Anschluß , nicht verpassen!

Zitierte Literatur

Peter Glotz: Die Beweglichkeit des Tankers, München 1982

Oskar Lafontaine: Der andere Fortschritt. Verantwortung statt Verweigerung Hamburg 1985

Konkret 08/85, S. 22

Otto Köhler

Umwelt erschüttert uns nicht

Boehringer Ingelheim – bekannt durch Dioxin, Moorfleet und Georgswerder – feiert am 31. Juli den hundertsten Geburtstag. Zum Jubiläum ist auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker geladen, der wahrend des Vietnamkrieges der entscheidende Mann in der Firma war. Wer aber die Festansprache halten wird, blieb lange ungeklärt. Damit es keine Pannen gibt, hat Otto Köhler für KONKRET eine Jubelrede ausgearbeitet. Sperrfrist 31. Juli 1985, 12 Uhr. Es gilt das gedruckte Wort:

Hochverehrter Herr Bundespräsident!

Liebe, sehr verehrte Angehörige der Familien Boehringer und Liebrecht! Liebe Mitarbeiter, werte Gäste!

»Dich halten sie fest in engem gewahrsam und spähen

Blätternd ob wo eine Zeile zu zu deinem verderben

Deutelbar sei und ein Möchtegern darf dich umkläffen

Dich der die Meere befuhr für sein land auf der brücke

Und still beharrend ihm diente... «

Dunkle Worte aus düsterer Zeit und doch eine tröstliche Verheißung. Denn sie wurden von einem Sproß dieses Hauses, das zu feiern wir versammelt sind, auf Ihren hochverehrten Vater, Herr Bundespräsident, geschrieben, auf den Korvettenkapitän und Staatssekretär im Auswärtigen Amt Ernst von Weizsäcker. Die Verse, die ich zitiere, an den Mann in der – wie es im Gedicht weiter heißt – »lieblosen Zelle« sind ein schönes Zeugnis der Verbundenheit zweier großer Familien in unserem Land: der Boehringers und der Weizsäckers.

37 Jahre ist es nun her, seit diese Verse zur Niederschrift gebracht wurden, und doch, wie wenig hat sich gerade hier geändert: wie gleichen sich die Methoden der Verfolgung damals den Methoden der Verfolgung heute. Die Häscher von Nürnberg suchten Ernst von Weizsäcker zu verderben, indem sie aus Tausenden von Dokumenten jene wenigen im Drang der Geschäfte unterzeichneten hervorzerrten, die sie sich so zurechtdeutelten, daß sie den Vorwand fanden, ihn für sieben Jahre ins Gefängnis zu schicken.

Und heute – was erleben wir heute im Zeichen einer einseitigen und tendenziösen Dioxin-Hysterie? »Die Angst vor dem Nichts«, wie Sie es letztes Jahr in einer Aufklärungsbroschüre für die Mitarbeiter über die Vorgänge in Hamburg-Moorfleet bezeichneten. Denn Boehringer soll ja nur für die Fortschritte der modernen Meßtechnik büßen, die es erlauben, ein einziges Gerstenkorn unter 100.000 Tonnen Weizen analytisch nachzuweisen. Nein, Dioxine gab es, wenn man so will, schon immer, doch erst seit man sie – noch als milliardstel Gramm – nachweisen kann, macht man sie für jede kleine Krätze verantwortlich.

Doch wir sind heute hier zusammengekommen, um zu feiern und nicht um die Widrigkeit der Zeitläufe zu beklagen. 100 Jahre Boehringer – das sind 100 Jahre aufopferungsvolle Tätigkeit im Dienst an Volksernährung und Volksgesundheit. Ja, es ist wohl wahr, als am 31. Juli 1885 Albert Boehringer eine kleine Weinsteinfabrik an der Binger Straße in Nieder-Ingelheim erwarb, die eigentlich nur aus einigen Holzgebäuden bestand, als er mit einer kleinen Dampfmaschine, einigen altehrwürdigen Apparaturen und 28 Mitarbeitern die Produktion aufnahm, da konnte keiner ahnen, daß diese bescheidene biochemische Fabrik 100 Jahre später zu einem der bedeutendsten pharmazeutischen Unternehmen der Bundesrepublik Deutschland gehören wird und weltweit in über 130 Niederlassungen von Chile bis Taiwan, von Südafrika bis Südkorea fast 22.000 Mitarbeiter beschäftigt und über vier Milliarden Mark Umsatz erzielt. Und daß sie sich heute noch im Familienbesitz befindet.

Kommerzienrat Albert Boehringer, der das Werk im Alter von 24 Jahren gründete, führte das Unternehmen mit sicherem Gefühl für das Machbare auch durch schwere Zeiten bis zu seinem Tod im Schicksalsjahr 1939. Wie gewissenhaft der Kommerzienrat seiner Arbeit nachging, können wir der Festschrift entnehmen, die 1960 zum 75jährigen Bestehen des Hauses C.H. Boehringer, erschien – Albert Boehringer hatte ihm den Namen seines Vaters Christoph Heinrich Boehringer verliehen. Dort heißt es: über den Gründer und seine Mitarbeiter:

»Er nahm lebhaft Anteil an ihrem persönlichen Geschick, war stets für Anregungen aufgeschlossen und achtete sehr auf Ordnung und Pünktlichkeit. Wenn wir eine Seite aus dem sorgfältig geführten Folianten 'Verwarnungen und Strafgeldernachweis der Firma C.H. Boehringer Sohn' herausgreifen, stehen die Bestrafungen wegen Zuspätkommens an der Spitze. Das Vergehen: 'während der Arbeit geschlafen', das mit 0,10 RM geahndet wurde, taucht allerdings nur selten auf. Im allgemeinen hatten die Betriebsangehörigen von C.H. Boehringer zum Schlafen keine Zeit.«

Sie schmunzeln, meine Damen und Herren, aber ich finde wir sollten das nicht nur von der humorigen Seite sehen. Diese Festschrift stammt aus dem Jahr 1960 – zehn Jahre später wäre ein solcher Passus im Zeichen des allgemeinen Aufstands gegen die Autorität gestrichen worden. Ich meine, es gehört zum recht verstandenen Geist der Wende, daß wir uns heute wieder zu Pünktlichkeit, Ordnung und Fleiß bei der Arbeit bekennen. Und zum Respekt gegenüber Vorgesetzten.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen und einen einfachen Arbeitnehmer begrüßen, der stellvertretend für alle in der ersten Reihe Platz nehmen durfte. Werter Herr Karl Molzberger, Sie sind am 10. Juni nach 47jähriger Tätigkeit für das Haus Boehringer in den Ruhestand getreten. Ich kann Ihre Verdienste nicht besser würdigen als mit den Worten der soeben erschienenen »Boehringer Zeitung«, die schrieb:

»K Molzberger galt als pflichtbewußter und gewissenhafter, dabei aber auch verständnisvoller und humorvoller Mann. Er hat sich vom ersten bis zum letzten Tag voll in den Dienst des BN-Geschäfts und der Menschen, die dieses Geschäft tragen, gestellt.«

BN – das ist die Abteilung Back- und Nahrungsmittel dieses Hauses und wenn heute die Bäcker nicht mehr nach Altväterart mit Sauerteig hantieren müssen, sondern überall Brot von gleichbleibender Qualität und der Güte eines hervorragenden Industrieprodukts herstellen, dann ist dies ein Verdienst der chemischen Spezialprodukte, die Boehringer an Bäckereien und Brotfabriken liefert.

Doch ich bin der Zeit weit vorausgeeilt. Zurück zum Gründer, dem 1935 die Festschrift zum 50jährigen Jubiläum bestätigte: *»In der Bevölkerung lebt das Bild des Mannes, der in seinem grünen Hut und Lodenmantel, den linken Unterarm auf dem Rücken, den Stock in der rechten Hand, nach Fabrikschluß den Ingelheimer Grund durchwandert, als der prunklose, beobachtende Herr der Gegend, dem die Bewohner mit Zutrauen und Achtung nachblicken.«*

Daran hat sich in Ingelheim bis heute nichts geändert. Jeder Dritte ist hier von Boehringer abhängig. Das schafft Vertrauen und Verläßlichkeit – Hamburger Verhältnisse, wo nach langer enger Zusammenarbeit mit den Behörden plötzlich ein unbewiesener Verdacht genügt, ein ganzes Werk stillzulegen, sind hier in Ingelheim nicht vorstellbar.

Doch zurück zu Kommerzienrat Albert Boehringer, dem Firmengründer. In der Festschrift von 1960 ist auf unnachahmliche Weise eine Begebenheit beschrieben, die jene Skepsis zum Ausdruck bringt, die der Kommerzienrat anfänglich der Frage der Frauenberufstätigkeit entgegenbrachte:

»'Sie tragen wohl ihre Balltoiletten hier auf ', äußerte er mißbilligend, als ein junges Mädchen bei heißer Witterung in seiner sommerlich-duftigen Bluse zum Dienst erschienen war. Die so Getadelte brach natürlich echt weiblich in Tränen aus. Diese und ähnliche unerwartete Reaktionen brachten den an einen herzhaft-männlichen Umgangston gewöhnten Kommerzienrat zunächst etwas in Verlegenheit. Aber auch der Kommerzienrat sah bald ein, daß die weiblichen Mitarbeiter ihren männlichen Kollegen an Pflichteifer und Arbeitsfreudigkeit nicht nachstanden. Es trat nämlich ein Umstand ein, der die ganze schwebende Frauenfrage mit seinem Schlag gewaltsam löste – der erste Weltkrieg.«

Albert Boehringer kannte seine Pflicht. Er schickte die Söhne Albert Karl und Ernst an die Front und überließ die Geschäftsführung dem Neffen der Baseler Linie Robert Boehringer. Von ihm stammen die eingangs zitierten Verse an Ernst von Weizsäcker, der 1948 »im dämmerlicht« sann in der »lieblosen zelle« und von dort vernahm »ein tönen verborgener Stimmen: Glorie dem Gottsohn«. Denn Robert Boehringer war ein begnadeter Dichter. Stefan George, der als Seher im Kreis seiner Jünger wirkte, zählte dazu auch Robert Boehringer und dessen Bruder Erich. Auf ihn schrieb er die *»Einem jungen Führer im Ersten Weltkrieg«* übertitelten Zeilen:

»Da das zerrüttete Heer / sich seiner waffen begab / Standest du traurig vor mir... / Alles wozu du gediehst / rühmliches ringen hindurch / Bleibt dir untilgbar bewahrt / stärkt dich für künftig getös...«

Stärkt dich für künftig Getös. Mir scheint, das hat Stefan George auch all den Boehringers tief ins Herz geschrieben, die heute das hysterische Geschrei der Umweltfanatiker und die zügellose Hetze einer gewissen Presse zu ertragen haben. Ernst von Weizsäcker hat 1935 als deutscher Diplomat in der Schweiz zu solch massenpsychologischen Phänomen eine interessante Beobachtung gemacht:

»Es ist ja ganz nett und besser als das Gegenteil, wenn die Schweizer die Mühe anerkennen, die wir uns mit ihnen geben. Aber was nützt mir eine 'gute Position', wenn die Presse sich so über Deutschland austobt daß mir der Morgenkaffee täglich versalzen wird ? Lieber sollten sie auf mich schimpfen und dafür anständig schreiben. Die Zeitungen sind ein Werkzeug des Teufels. Kein Wunder, daß sie sauberes Papier anschwärzen. Alles Öffentliche ist an sich ja schon verfälscht... Dr. Stumm, den ich gestern sprach, geht so weit, in keine Gesellschaften mehr zu gehen, wo außer ihm noch jemand eingeladen ist. Mit Boehringer, der es ähnlich macht, erörterten wir die von ihm aufgeworfene Frage, warum überhaupt Versammlungen mehrerer Menschen nicht abgeschafft werden können.«

Sie dürfen, meine Damen und Herren, diese Äußerung des Unmuts von Robert Boehringer nicht mißverstehen. Er meinte ja nicht Versammlungen wie diese hier, die einem großen Jahrhundertwerk Beifall spenden. Er meinte genau wie sein

Freund Ernst von Weizsäcker, den Geist der Destruktion, der sich damals schon in der Schweiz und nach dem Krieg auch bei uns immer mehr breit machte.

Zurück zur Geschichte dieses Hauses. Nach dem ersten Weltkrieg traten die aus dem Feld zurückgekehrten Söhne Albert Karl und Ernst Boehringer zusammen mit Schwiegersohn Julius Liebrecht in die Geschäftsführung ein. Neffe Robert aber, der Dichter, begab sich nach Basel und hat dort entscheidend am Aufbau der Firma Hoffmann-La Roche mitgewirkt. Ja, so werden Böswillige sagen, da habt Ihr's, die Dioxin Brüder Hoffmann-La Roche und Boehringer, Seveso und Hamburg-Georgswerder, wir kennen ja das Geschrei der grünen Ideologen. Das alles zerschellt an Robert Boehringers Versen:

Freunde, wir leben geborgen

Umwelt erschüttert uns nicht

Treten gefeit in den morgen

Stark durch das wahre gedicht.«

Ja, die Stärke dieser Lyrik hat auch der erste Präsident unserer Republik empfunden. Theodor Heuß schrieb 1954 zu Robert Boehringers 70. Geburtstag über die »Bereicherung, mit den späten Dichtungen vertraut zu werden – da hat der Schmerz Europens Schicksal gedeutet und die Liebe trauert um den vertanen und doch immer wartenden Auftrag der Heimat, den der Seher gewiesen hat.«

Wir sind in Hamburg-Moorfleet. 1923 hatte die französische Besatzungsmacht den alten Kommerzienrat Boehringer zusammen mit seinem Sohn Albert Karl aus Ingelheim ausgewiesen. Sofort begann der 61jährige, aber immer noch von jugendlicher Spannkraft erfüllte Kommerzienrat in Hamburg mit der Errichtung einer bereits in aller Stille geplanten Zweigfabrik. Wenigstens ein Teil des Produktionsprogramms konnte durch diese Verlagerung nach Hamburg-Moorfleet unter normalen Bedingungen abgewickelt werden. Denn in Ingelheim mischte sich die wegen des Gasangriffs von Ypern gegenüber chemischen Fabriken überängstliche französische Besatzungsmacht in alles ein.

Albert Boehringer starb am 11. März 1939 im 78. Lebensjahr, als sich die Furcht vor neuen Katastrophen zur Gewißheit eines Zweiten Weltkrieges verdichtete.

Die Festschrift von 1960 hat auf besonders eindringliche Weise das damalige Geschehen festgehalten Es begann mit *»der Ankündigung der damaligen Reichsregierung vom 1. September, daß die Wehrmacht zum Schutz der deutschen Minderheiten die polnische Grenze überschritten habe«.* Über den weiteren Verlauf erfahren wir:

»Die 'Sonderzuteilung an Lebensmitteln', die im Sommer 1942 in der Ingelheimer Zeitung angekündigt wurde, mag uns daran erinnern, wie dankbar man einmal in den nun folgenden schweren Zeiten für die Zuteilung von etwas Zucker für die Kinder war. Am 9. Mai 1945 0 Uhr I Minute, endete der Kampf in Europa mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands. Die Bilanz des Krieges war grausam: Allein in Deutschland Millionen von Toten, gefallen als Soldaten, umgekommen in Kriegsgefangenschaft, im Bombenkrieg, auf der Flucht. Auch die Firma hatte den Verlust von mehr als 100 Belegschaftsmitgliedern zu beklagen.«

Besonders bitter aber mußten es der neue Chef des Hauses Ernst Boehringer und sein Vetter Robert – er über sich und Ernst: »Stets gibt der eine kraft dem andern« – empfinden, daß der alte Freund bei den sogenannten Kriegsverbrecher-Prozessen in Nürnberg für Dinge verantwortlich gemacht wurde, die allein dem Kriegsgeschehen zuzuschreiben waren. Ernst von Weizsäcker war es während des Krieges im Drang der sich überstürzenden Geschäfte unterlaufen, einen Brief eines Amtes an Eichmann betreffs eines Judentransports zu unterzeichnen. Dabei hatte er den Entwurf seines Amtes – »keine *Bedenken gegen die geplante Abschiebung von 6000 Juden«* – ausdrücklich durch eine nähere Charakterisierung in eine rechtsstaatlich geregelte Form gebracht, als er umformulierte:

Seitens des auswärtigen Amtes wird wegen Abschiebung von insgesamt 6000 polizeilich näher charakterisierten Juden französischer Staatsangehörigkeit bzw. staatenloser Juden nach dem Konzentrationslager Auschwitz (Oberschlesien) kein Einspruch erhoben.

Obwohl überhaupt nicht bewiesen war, daß ausgerechnet diesen Juden in Auschwitz je ein Haar gekrümmt wurde, zerrte man Ernst von Weizsäcker vor das »Kriegsverbrecher-Tribunal«. Diesem Haus, das zu feiern wir heute zusammengekommen sind, lag gewiß jeglicher Antisemitismus fern. Andererseits aber bewegte diese jüdische Eigenart, andere zum Sündenbock zu machen, Robert Boehringer so sehr, daß er sie unter dem Titel »Moses III, 16« in diese feinsinnigen, aber deutlichen Verse goß

»Ob wir ohne juden christen

Car nichts von der sünde wüssten?

Von Beklemmung, von gewissen

Angst auf kühlem rosshaarkissen?

Jene trugen leinenröcke

Wählten sich zwei ziegenböcke

Opferten den einen schnell

Dem unsaubern Asasel,

Luden nach des herren rat

Aller Kinder missetat

Auf den sanften Kopf des andern

Liessen ihn begleitet wandern

Erst und nachher einsam laufen

Ohne fressen ohne saufen

In die grenzenlose wüste

Wo der bock für alle büsste:

Missetat und bock und reue

Fort für immer! Wir sind neue. «

Es war unter diesen Umständen für das Haus Boehringer eine Selbstverständlichkeit, einen beachtlichen Beitrag zu den Verteidigungskosten von Ernst von Weizsäcker zu leisten. Am 9. Oktober 1950 schrieb Ernst von Weizsäcker aus der Zelle an seine Frau über den Gefängnisbesuch Robert Boehringers vom Vormittag:

»Er war frisch, matter of fact, sehr freundschaftlich. Du kannst dir alles denken... Wir sprachen von seinem Vetter Ernst, ganz vage auch von meiner evt. Verwendung. An alles war gedacht. Alles in allem ein mich sehr beglückender Besuch. «

Sechs Tage später holte der Chauffeur Ernst Boehringers Ernst von Weizsäcker mit dem Firmenwagen aus dem Gefängnis ab. Churchill, der längst eingesehen hatte, daß er mit seinem Krieg gegen Deutschland das »falsche Schwein schlachtete«, hat dafür gesorgt, daß der Staatssekretär begnadigt wurde.

Sie, sehr verehrter Herr Bundespräsident, hatten damals während des Prozesses in Nürnberg als angehender Jurist Ihren Vater mitverteidigt. Und das geschah nicht einfach aus der selbstverständlichen Pflicht des Sohnes, der seinem Vater beistehen muß, wenn er in Not ist. Nein, das haben Sie ausdrücklich betont. Sie haben ihn »aus großer politischer überzeugung« verteidigt.

Gerade deshalb war dieses Haus glücklich, Sie, verehrter Herr Bundespräsident, 1962, in der Zeit einer stürmischen Aufwärtsentwicklung als rechte Hand von Ernst Boehringer einzustellen. Schon bald fiel in diesem Haus keine wichtige Unternehmensentscheidung mehr ohne Ihre Einwilligung, verehrter Herr Bundespräsident. Unabhängig vom Gewinnstreben konnte sich Boehringer Ingelheim damals für die Verteidigung der Freiheit in aller Welt zur Verfügung stellen. Der großzügige Einsatz von Agent Orange in Vietnam wäre ohne die Lieferung – aber das wissen Sie, Herr Bundespräsident, ja am besten – von Hunderten von tonnen Tetrachlorbenzol durch Boehringer in diesem Ausmaß nicht möglich gewesen. Doch genug davon, Böswillige werden das alles wieder in ihrem bösen Sinn auslegen – als wäre die Verteidigung der Freiheit dann unerlaubt, wenn man dazu bewährte Unkrautbekämpfungsmittel benutzt.

Sie, Herr Bundespräsident, haben schließlich Ernst Boehringer zu Grabe getragen. Bei der Vorbereitung meiner Rede entdeckte ich diese Tagebucheintragung seines Vetters Erich Boehringer vom 23.1.1965.

»In Ingelheim war es traurig. Ich vermisse den Ernst Boehringer. Das Werk wird ihn noch mehr vermissen. Die Trauerfeier war ebenso fürstlich und schlicht. Einige der Reden (Richard von Weizsäcker, General Speidel) waren von hohem Rang.«

Ich weiß, verehrter Herr Bundespräsident, meine bescheidene Rede kann sich mit ihrer hinreißenden Eloquenz nicht vergleichen, die Sie am letzten 8. Mai – egal was Sie so im einzelnen gesagt haben – überzeugend unter Beweis stellten. Aber wir sind hier versammelt, nicht um zu trauern, wir sind hier – und da genügt auch mein kleines Talent – um zu jubeln: 100 Jahre Boehringer – 100 Jahre im Dienste der Gesundheit. Und da mögen die Umwelthysteriker draußen noch so laut Dioxin, HCH, Moorfleet und Georgswerder schreien. Ich halte ihnen das Wort des Dichters Robert Boehringer entgegen: »Stark durch das wahre Gedicht / Umwelt erschüttert uns nicht.«

Ich danke Ihnen.

Konkret 08/85, S. 26

Herbert Kunisch

Atombomben - die BRD hat sie nicht. sie baut sie nur

Im Weltraum der atomare Terror und hiernieden auf Erden die Geschäfte aus der BRD mit Ländern, die sich Atomwaffen verschaffen wollen. Kaum ein anders Land hat ein so entwickeltes atomares Know-how und darf scheinbar so wenig damit anfangen

»Pakistan wird die Bombe haben, und wenn die Leute bei uns Gras fressen müssen«, hatte Pakistans damaliger Staatschef Zulfikar Ali Bhutto getönt, nachdem Indien Anfang 1974 seine erste Atombombe gezündet hatte. 1977 wurde Bhutto gestürzt und 1979 hingerichtet. Am Ehrgeiz Pakistans, die Bombe zu besitzen, hat dies nichts geändert. Bhuttos Nachfolger Zia-UI Hak ist inzwischen vermutlich im Besitz der Atombombe oder kurz davor. Mitgeholfen hat dem Pakistani der 63jährige Freiburger Kaufmann Albrecht Migule, Geschäftsführer der »CES Kalthof GmbH«. Für 15 Millionen Mark hat Migule 62 Lastwagenladungen mit Material an Pakistan verkauft, das zur Herstellung der Atombombe gebraucht wurde. Migule wurde deswegen vom Freiburger Schöffengericht wegen Verstoßes gegen das Außenwirtschaftsgesetz verurteilt. Das Gericht glaubte seinen Beteuerungen nicht, die Anlage zur Herstellung von Uranhexafluorid sei für die Zahnpastaproduktion gedacht gewesen und verurteilte ihn zu acht Monaten Freiheitsstrafe und 30.000 Mark Geldbuße – die Geldbuße macht 0,2 Prozent des Geschäftsvolumens aus, weniger, als die Versicherungsbeiträge bei einem genehmigten Geschäft.

In Freiburg wurde ein »kleiner Fisch« einer Branche verurteilt, die sich zu einer der wichtigsten der westdeutschen Exportindustrie entwickelt hat: Der Export von Material, mit dem man Atombomben herstellen kann. Außer den alten Atommächten USA, UdSSR, Großbritannien, Frankreich und der Volksrepublik China sind inzwischen drei weitere Staaten mit Sicherheit im Besitz der Atombombe: Israel seit 1969, Indien seit 1974 und Südafrika seit 1979. Eine Reihe weiterer Staaten baut an Atombomben, bei einigen davon ist wahrscheinlich, daß die ersten Atomsprengköpfe bereits fertiggestellt wurden. Nur drei der neuen Atommächte (Israel, Indien und Irak) bauten ihre Atomwaffen ohne westdeutsche Hilfe. Alle anderen (Südafrika, Brasilien, Argentinien, Pakistan, Iran und Taiwan) arbeiten mit westdeutschen Firmen zusammen, einige auch mit offiziellen und halboffiziellen Institutionen wie dem Kernforschungszentrum Karlsruhe.

Die Beliebtheit der Bundesrepublik als Geschäftspartner von Staaten, die sich Atomwaffen verschaffen wollen, hat politische und technische Gründe. Die politischen: Die alten Atommächte betreiben in der Regel eine Politik der Nichtweiterverbreitung von Atomwaffen, drei von ihnen sind 1971 dem Atomwaffensperrvertrag beigetreten, der dies ausdrücklich regelt. Nur von Frankreich ist in einem einzigen Fall – dem »Osirak«- Projekt im Irak – eine Ausnahme bekannt. Die alten Atommächte haben in der Regel ein Interesse, daß das relative Monopol ihrer Staaten auf Atomwaffen nicht durchbrochen wird. Damit schrumpft der Kreis der potentiellen Geschäftspartner auf wenige »Schwellenländer«, die atomares Know-how besitzen. Unter diesen (Italien, Kanada, Bundesrepublik) zeichnet sich die Bundesrepublik dadurch aus, daß sie ein beschränkt souveränes Land ist, das selbst keine Atomwaffen besitzen darf, aber seit den Anfängen der Republik versucht, dieses Verbot zu umgehen.

Schon 1952, drei Jahre vor der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, wurde ein CSU-Abgeordneter aus Schongau namens Franz (»Josef«) Strauß erster Atomminister der Bundesrepublik Deutschland. Als die Wiederbewaffnung anlief, wurde er Verteidigungsminister und riskierte sogar seine Karriere, um der Bundeswehr Atomwaffen zu verschaffen: 1962 stürzte er über die »Spiegel-Affäre« wegen seiner Atompläne. Zur Erinnerung: Gegen das Votum der USA rüstete Strauß damals die Bundesrepublik mit den Atomwaffenträgern »Davy Crocket«, einem Raketenwerfer, und »Starfighter«, einem Mittelstrecken-Atombomber, aus und stellte die Bundeswehr in ihrer Heeresstruktur auf atomare Kampfweise um. Als er daraufhin beim nächstfälligen Wintermanöver von den US-Offizieren schlechte Noten erhielt (die Bundeswehr sei konventionell nur »bedingt abwehrbereit«) und der »Spiegel« darüber berichtete, kam der Skandal ins Rollen. (Bemerkung am Rande: Strauß leidet ausdrücklich *nicht* an Paranoia, wenn er für seinen damaligen Sturz eine US-Intrige verantwortlich macht.)

Seine Nachfolger als Verteidigungs- und Atom- (heute: Forschungs-) minister sind seither vorsichtiger, verfolgen aber das Ziel eines westdeutschen Zugangs zu Atomwaffen weiter. Dabei gibt es den »offiziellen« Weg der Mitsprache in der nuklearen Planungsgruppe der NATO und den »inoffiziellen«, mit Ländern zusammenzuarbeiten, die sich die Atombombe verschaffen möchten und die dazu nötige politische Souveränität besitzen, aber auf Technik und Wissen von Drittstaaten angewiesen sind.

Technische Gründe sprechen ebenfalls für die Bundesrepublik als Kooperationspartner der »neuen Atommächte«. Die Industrie der Bundesrepublik beherrscht seit langem die drei am Weltmarkt gängigen Methoden, den Waffenrohstoff (angereichertes Uran oder Waffenplutonium) herzustellen und dazu noch zwei Methoden, die nicht gängig sind.

Die drei üblichen Methoden, waffenfähiges Uran oder Plutonium zu erzeugen:

•

Wiederaufarbeitung von Plutonium (aus Brutreaktoren) oder Mischoxidbrennelementen (aus Leichtwasserreaktoren). Dieser Weg ist nur für Staaten mit einem umfangreichen »zivilen« Atomprogramm gangbar. Dieser Weg spielt für die Bundesrepublik hauptsächlich eine Rolle bei der Weitergabe von bombenfähigem Material an die alten Atommächte USA und Frankreich.

- Die Anreicherung von Natururan, wie es in Bergwerken gewonnen wird. Durch das »Ultra-Zentrifiguren-Verfahren« wird im Natururan das waffenfähige Isotop Uran 235 vom weniger tauglichen Uran 238 getrennt. Hauptsächlich in Westeuropa übliches Verfahren zur Herstellung »ziviler« Brennelemente.
- Das Schwerwasser-Verfahren. Aus Wasser wird durch Hydrolyse schweres Wasser gewonnen, das in einem Reaktor mit Natururan die Neutronen soweit abbremst, daß ein Teil des Brennstabes in waffenfähiges Plutonium umgewandelt wird. Zur Energieerzeugung ungeeignet, eindeutig militärische Technik.

Neben diesen international üblichen Verfahren kann die Bundesrepublik noch mit zwei weiteren Verfahren aufwarten:

- Dem Trenndüsenverfahren. Es wurde in der Bundesrepublik entwickelt, aber es wird in der Bundesrepublik nirgendwo angewandt, sondern, soweit bekannt**,** nur in Südafrika und Brasilien. Durch hohen Druck werden in Trenndüsenanlagen die unterschiedlich großen und schweren Uranisotope U 235 und U 238 voneinander getrennt.
- Das Laser-Verfahren. Außer den USA beherrscht nur die Bundesrepublik dieses Verfahren zur Urananreicherung. Zwischen 1974 und 1981 meldete die Erlanger Kraftwerkunion KWU 25 Patente für dieses Verfahren an, Uranit vier und der Münchner Rüstungskonzern MBB eines. Das Verfahren hat den Vorteil, ausgesprochen billig zu sein, die Kosten betragen nur etwa ein Viertel gegenüber der bisher üblichen Aufbereitung. Gleichzeitig ist es so technik- und wissenschaftsintensiv, daß potentielle Kunden auf lange Zeit auf technische Hilfe angewiesen sein werden.

Die hervorragende Eignung der Bundesrepublik Deutschland als Partner bei einem nationalen Atomprogramm haben zahlreiche Staaten genutzt. Zumindest einer der Partnerstaaten der Bundesrepublik verfügt nachgewiesenermaßen seit sechs Jahren über die Bombe:

SÜDAFRIKA

Das Atomprogramm der Rassistenrepublik am Kap geht bis in die 60er Jahre zurück. Schon 1966 betonte der damalige Premierminister Verwoerd bei der Einweihung des ersten Forschungsreaktors, Südafrika dürfe *nicht nur* die militärischen Aspekte der Atomforschung berücksichtigen. 1969 schickte die südafrikanische Atombehörde Atomic Energy Board die Wissenschaftler van der Linde, Stumpf und Schmitt zur Ausbildung ins Kernfoschungszentrum Karlsruhe, 1970 einen weiteren Wissenschaftler. Als Indien 1974 seine erste Atombombe zündete, erklärte Louw Alberts, Vizepräsident des südafrikanischen Atomic Energy Board, sein Land verfüge über die Voraussetzungen, ebenfalls eine Bombe zu bauen.

Firmen aus der Bundesrepublik hatten geholfen. Ein bißchen von der Zusammenarbeit kam ans Licht, als 1977 ein leitender Angestellter der bundeseigenen Firma Steigerwald in Puchheim bei München gegenüber Rudi Schöfberger, dem SPD-Betreuungsabgeordneten für den Wahlkreis, auspackte: Als »Kompressoren« für ein Kohlebergwerk deklarierte Lieferungen nach Südafrika seien in Wirklichkeit Elektronenperforatoren für eine Urananreicherungsanlage gewesen. Der »Spiegel« berichtete in einer kurzen Notiz.

Auch aus anderen Quellen sickerten im Laufe der Jahre Geheimpapiere in die Öffentlichkeit: Eine Rechnung der Firma Steag (Ruhrkohle-Konzern) an die Uranium Enrichment Corporation of South Africa Ltd. über geleistete Arbeiten für das »Minizet-Project« vom 12. März 1976, die Tatsache, daß es sich beim Steigerwald-Geschäftspartner »Hydraulic Plant« um eine Scheinfirma mit einem Stammkapital von zwei Rand handelt, Exportpapiere der Bremer Firma Verian MAT über eine Anlage zur vollautomatischen Überwachung des Isotopenverhältnisses von Uran 235 und Uran 238, die an eine Tochterfirma des südafrikanischen Rüstungskonzerns Armscor geliefert wurde und schließlich ein Dementi von MBB, wie man es sich schöner nicht vor stellen kann:

Als der Münchner Rüstungskonzern MBB in Verdacht geraten war, am Geschäft mit Südafrikas Atombombe beteiligt zu sein und Elemente für eine Urananreicherungsanlage geliefert zu haben, erklärte ein Firmensprecher: »Nicht wir, sondern Siemens hat die Trennelemente nach Südafrika geliefert.«

Während besonders zu sozialliberaler Zeit die atomare Zusammenarbeit mit Südafrika von Regierungsstellen bestritten wurde, äußerte sich schon 1974 der FDP-Abgeordnete Lambsdorff über die Zusammenarbeit mit Brasilien und Südafrika: »Wir können uns nach meiner Meinung nicht entscheidend daran stoßen, daß die politischen Verhältnisse und die Gesellschaftsordnung in diesen Ländern nicht unserem Geschmack entsprechen, um es sehr milde auszudrücken. Wir

müssen die Urananreicherung – nach meiner Überzeugung – in diesen Ländern mit deutschen Beteiligungen betreiben, um wirklich eine sichere Belieferungsbasis zu haben.« Im Sommer 1977 war Südafrika so weit: Beobachtungssatelliten der USA und der UdSSR entdeckten in der von Südafrika besetzten Kalahari-Wüste (Namibia) den Bau eines Atomgeländes. Als daraufhin mehrere, auch westliche, Staaten, Druck auf Südafrika ausübten, wurden die Atomtest-Vorbereitungen in der Kalahari abgebrochen. Mit zweijähriger Verzögerung testete Südafrika seine erste Atombombe dann »anonym« in internationalen Gewässern im Südatlantik.

BRASILIEN

Brasilien gehört wie Argentinien seit Jahren zu den Großkunden bundesdeutscher »ziviler« Atomtechnik und hat seit Anfang 1985 mit dem gemeinsamen brasilianisch-argentinischen Wasserkraftwerk Itaipu die nötige Energie, um schweres Wasser in großer Menge herzustellen. Schon 1974 hielt Professor Becker vom Kernforschungszentrum Karlsruhe, der Erfinder des Trenndüsenverfahrens, nach einem Besuch in Brasilien in einer Aktennotiz fest, »daß das Trenndüsenprojekt das entscheidende Objekt für die gesamte Zusammenarbeit zwischen Brasilien und der Bundesrepublik geworden ist.«

Anders als Südafrika, das die Trägerwaffen für Atomsprengköpfe selbst entwickelt, arbeitet Brasilien mit der Bundesrepublik auch auf dem Gebiet der Raketenentwicklung zusammen. Die »Sonda«-Rakete mit 3.000 Kilometer Reichweite wird in Natal an der Nordostspitze Brasiliens getestet und in Sao Jose beim Institut für Raumfahrt entwickelt. Es handelt sich um die militärische Version der Satelliten-Trägerrakete, die Brasilien in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt (DFVLR) in Oberpfaffenhofen bei München entwickelt. Auch die militärische Raketenbehörde CTA arbeitet mit der DFVLR zusammen.

Die »Welt« meldete am 3. März 1983, die brasilianische Uran-Anreicherungsanlage für Natururan sei in Betrieb, an den Wiederaufbereitungsanlagen werde gearbeitet. Der Planungsauftrag für die »kleine« brasilianische Wiederaufarbeitungsanlage ging an die Firma Uhde.

ARGENTINIEN

Anders als in den anderen Fällen ist bei Argentinien bekannt, wieviel es einen potentiellen Atomwaffenstaat kostet, sich die nötigen Anlagen zu verschaffen. Ende der 70er Jahre bemühte sich Argentinien um einen Reaktor für Natururan – schon dies ein Zeichen für militärische Absichten, da Natururan-Reaktoren nur schlecht für die Stromerzeugung, aber sehr gut für die Produktion von Waffenplutonium geeignet sind. Den Zuschlag erhielt die Erlanger KWU, obwohl sie 500 Millionen Dollar mehr verlangte als ein Mitbieter aus Kanada. Die kanadische Botschaft in Bonn zeigte sich über dieses Verhalten der KWU in einer Presseerklärung vom 14. April 1980 »enttäuscht« und stellte, diplomatisch verklausuliert, fest, daß die KWU »die Bestimmungen über die Nichtweitergabe« von Atomwaffen zu einem »Element des Wettbewerbs um den Auftrag« gemacht habe. Tatsächlich hatte die KWU für die Lieferung des »Atucha 11«Reaktors auf alle Kontrollen entsprechend dem Atomwaffensperrvertrag verzichtet.

Schon 1971 hatten die Kernforschungsgesellschaft Karlsruhe und die Comision Nacional des Energia Argentinia vereinbart, auf dem Gebiet der Wiederaufarbeitung zusammenzuarbeiten. Nach verschiedenen Informationen ist die argentinische Wiederaufbereitungsanlage inzwischen auch in Betrieb.

1975 hatte »Newsweek« berichtet, aus dem argentinischen Reaktor Atucha I seien 50 Kilogramm Plutonium verschwunden. 1983 meldete dpa, daß im Werk Pilcaniyen in der Provinz Rio Negro die Anreicherung von Uran 235 auf 20 Prozent gelungen sei. Die Verwandlung des bombenfähigen Materials in einen Sprengsatz hat nach britischen Presseberichten aus der Zeit des Falkland-Krieges Dr. Schnurr übernommen – ehemals leitender Angestellter einer Rüstungsfirma, die mit KZ-Häftlingen arbeitete. Schnurr tauchte nach 1945 in Argentinien und Bolivien unter und inzwischen auch wieder auf: Bei der Gesellschaft für Kernforschung in Karlsruhe als Leiter der Gesellschaft.

Während Südafrika, Brasilien und Argentinien quasioffizielle Partner der Bundesrepublik sind, werden andere Länder zurückhaltender behandelt. Pakistan etwa muß – siehe oben – seine Anlagen bei mittelständischen Firmen zusammenkaufen, wobei die Geschäftspartner mit finanziellen Risiken rechnen müssen. Neben dem verurteilten Geschäftsmann Migule sind trotz des Risikos im Geschäft mit weniger befreundeten Ländern noch weitere Firmen beteiligt: Die Schweizer Cora Engineering, lediglich Apparatehändler, der die meisten Anlagen in der Bundesrepublik kauft, die bundesdeutsche Leybold-Heräus und Leifeld & Co aus Ahlen/Westfalen, die für den Rotor einer Ultra-Zentrifugen-Anlage Bauteile nach Pakistan lieferte. Das Aluminiumwalzwerk Singen lieferte 10.000 Bauteile, die für Zentrifugen geeignet sind.

TAIWAN

Nach Informationen der Grünen im Bundestag hat die deutsch-niederländische URENCO, eine Uran-Anreicherungsgesellschaft, 4.000 Kilogramm angereichertes Uran nach Taiwan geliefert. Schon 1970 lieferten bundesdeutsche Firmen Bauteile für eine kleine Versuchsanlage zur Wiederaufarbeitung nach Taiwan.

Neben diesen Ländern arbeitet die Bundesrepublik mit den alten Atommächten USA, Frankreich und Großbritannien zusammen, die einen Teil ihres Waffenplutoniums aus in Frankreich, USA und Japan wiederaufgearbeiteten bundesdeutschen Atom-Brennstäben beziehen und nicht zuletzt mit einem Land, das möglicherweise als erstes von seiner Atomwaffen-Kooperation mit der Bundesrepublik Gebrauch machen wird.

IRAN

Noch mit dem kaiserlichen Iran wurde ein Atomvertrag abgeschlossen, der der »zivilen Nutzung« der Atomenergie galt. Nach der Revolution weigerte sich die neue iranische Regierung zunächst, die ihrer Meinung nach überhöhten Rechnungen der westdeutschen Lieferfirmen für Atomanlagen zu bezahlen – bis zum Angriff des Iraks. Bei der Konferenz zur Überwachung des Nichtverbreitungsvertrags (für Atomwaffen) im September 1980, etwa ein Jahr nach dem irakischen Angriff auf Iran, erklärte in Genf der iranische Delegierte Mostafa Dabiri: »Die friedlichen und militärischen Aspekte der Nuklearenergie sind wesentlich verbunden.« Die von KWU in Bushir am persischen Golf gebauten Atomanlagen machten in den kommenden Jahren Fortschritte.

Die iranische Nachrichtenagentur IRNA gab am 18. September 1984 in Bonn bekannt, der erste Block sei zu 80 und der zweite Block des Atomkraftwerks sei zu 60 Prozent festgestellt. Wiederum ein halbes Jahr später, am 18. März 1985, schrieb der iranische Präsident Sayed Ali Khamenei an den UNO-Präsidenten Xavier Perez de Cuellar, wenn der Irak im Golfkrieg weiter Giftgas einsetze, drohe dem Irak die, wörtlich, »Endlösung«. Die Iraki hatten verstanden: Am nächsten Tag bombardierte die irakische Luftwaffe den Reaktor in Bushir.

Ob sie damit – wenigstens vorläufig – die »Endlösung« der Irak-Frage verhindert haben, dürfte davon abhängen, wie gut sie getroffen haben.

Konkret 08/85, S. 30

Saro Maretta

»Und du«, fragte ich, »warum bist du nicht nach Zürich oder Brooklyn gegangen?«

»Ich? Ich wär ja verrückt«, gibt er zur Antwort. »Ein freier Mann bin ich.«

Ich habe die Reise nicht häufig im Flugzeug gemacht. Nur damals, als meine Mutter im Sterben lag, und dann nochmals, als sie starb. Heute fliege ich zum ersten Mal, ohne daß jemand im Sterben liegt. In Calascibetta, in der Provinz Enna, im Herzen Siziliens, wartet mein Vater auf mich. Ich sage ihm, daß ich vom Norden her komme, von Zürich, und er schaut gegen Enna hin: für ihn liegt hinter Enna das Meer, und weil er zweimal auf einem Schiff war, ist er überzeugt, daß nur das Meer die Leute von soweither tragen kann. Ich sage ihm zweimal: Ich komme vom Himmel her, mit dem Flugzeug, und er bemerkt: Warum wiederholst du dich? Glaubst wohl, ich hab's nicht begriffen? Aber er wird mich bestimmt vom Meer her erwarten, sobald ich den Telefonhörer aufhänge.

Während ich fliege, sitzt er auf dem Platz zu Calascibetta und erzählt den Nachbarskindern die Geschichte des Dorfes. Im Jahre 839 wollten die Sarazenen Enna erobern, den Bauchnabel Siziliens und den höchstgelegenen Provinzhauptort Italiens, und 20 Jahre lang gelang es ihnen nicht. Da gründeten sie aus Trotz dieses Dorf gleich gegenüber Enna und nannten es Calascibetta. Es ist fünfzehn Uhr. Ich bin in Enna und habe zwei Stunden zu warten auf den Bus nach Calascibetta. Von Ennas Barockterrasse aus könnte ich laut rufen: irgend jemand in Calascibetta unten würde mich bestimmt hören. Ich könnte auch einen gelben Drachen steigen lassen wie damals, als ich klein war und mein Vater mir zur Antwort einen rosaroten Drachen steigen ließ. Aber heute erwartet mein Vater das mit dem Drachen nicht mehr von mir, denn er meint, wenn man von der Schweiz komme, habe man ernst zu sein, und nicht aufgelegt zu derartigen Spässen.

Zwischen mir und ihm liegen acht Autokilometer, oder zwei in der Luftlinie. Theoretisch könnte man von einem Dorf zum andern einen Schwatz abhalten. Etwa so wie vor mehr als 1100 Jahren die Araber mit den starrköpfigen Sizilianern in Enna, die sich nicht ergeben wollten. Plötzlich fassen mich zwei kräftige, fette Hände von hinten und verdecken mir die Augen. Wer bin ich? sagt eine Stimme. S'ist immer der gleiche, Giuseppe Marino, einer meiner Schulkameraden aus der sechsten Klasse. Er ist Primarlehrer geworden, aber dann »beschloß« er – so sagt er – arbeitslos zu sein bis zur Pensionierung. Schließlich gibt man hier die Pension auch den lebenslänglich Arbeitslosen, sagt er. Ich bringe dich zu deinem Vater, so mußt du nicht zwei Stunden auf jenen Schneckenbus warten.

Er fährt einen Cinquecento Ein Wagen für Arbeitslose, ganz klein, aber rasch, besonders beim Hinunterfahren. So kommen wir nach Calascibetta mit anderthalb Stunden Vorsprung. Auch Guiseppe kommt sonst nie hierher, »denn hier ist das Benzin teuer, nicht wie bei euch in der Schweiz«. Guiseppe weiß, daß mein Vater mit seinen Genossen auf dem Platz sitzt. Vor dem kommunistischen Parteisitz, auch wenn er selber nie Kommunist gewesen ist. Er setzt sich hierhin, »weil die Genossen dich nicht jeden Tag fragen, ob du den Parteiausweis bezahlt hast, wie die Bürgerlichen«. Mit der sizilianischen Mütze auf dem Kopf zu den andern. Es sieht aus, als räkelte sich eine Schar Raben an der Sonne. Und wie eine Schar Raben werden die Genossen unruhig bei unserer Ankunft, als hätte ich einen Stein in die Schar geworfen. Mein Vater steht dort, so, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Er schaut nach Norden, wo für ihn die Schweiz liegt. »Warum trägst du noch den Bart?« meint er. »Wenn du zu uns kommst, könntest du ihn abschneiden und erst in der Schweiz wieder wachsen lassen.« Er haßt den Bart. Auf seinem Fernseher steht das Foto, das mich als Fünfzehnjährigen zeigt.

»Aber worüber spracht ihr?« frage ich einen Onkel Giuseppes. »Davon, daß man nicht den Tag danach abwarten soll«, unterbricht mein Vater. »Glaubst du etwa, es gefalle uns, zuzusehen, was unser Staat in Comiso macht? Da haben die uns die amerikanischen Raketen aufgestellt, und im Kriegsfall treffen uns die ersten Schläge so oder so, selbst wenn der, der zuerst schießt, an zweiter Stelle umkommt. In Rußland weiß man, daß in Comiso ein Lager dieser verwünschten Waffen ist, und man wird auf uns zielen. So war das immer, bei uns. Rom beschließt, und Sizilien gehorcht. War's nicht schon so im alten Rom?«

Wir gehen nach Hause. Der Platz und die barocken Treppen vor der Kirche der Heiligen Madonna sind leer. Vor mehr als zwanzig Jahren, wenn ich jeweils zu dieser Stunde aus der Schule trat, spielten die Kinder auf dem Platz. Auch voller Schwalben war es, und auf den Balkonen hingen gelbe Kürbisse in Reih und Glied an der Sonne, um auf den Herbst hin zu reifen. Aus den offenen Fenstern drang laut die Stimme der aufgedrehten Radios, und wir sangen halblaut »Mamma« oder »La donna è mobile« aus dem Rigoletto. Auf jenen Treppenabsätzen dort stolzierten die Jungen zur Hochzeit. Neun Monate später kamen sie wieder, um ihr Kind taufen zu lassen. Oder es kamen die »Amerikaner«. Die, welche in Brooklyn oder Elizabeth niemand mochte, kamen nach Calascibetta, freiten die Schönste und nahmen sie mit nach Amerika. Ein amerikanischer Gatte hatte Brot. Die Jungen aber sind jetzt fast alle fort, und ihre Kinder werden in Zürich oder New York geboren.

»Warum sind die Kirchen geschlossen? Hat man Angst, daß die Statuen der Heiligen gestohlen werden?« frage ich meinen Vater. »Man hat Don Pasquale versetzt. Vielleicht predigte er zu oft die Liebe und vielleicht setzte er sie zu oft in die Tat um. 'Warum machen wir nicht einfach alles legal?' sagte er den Leuten. 'Wenn ein Priester heiraten will, sollte er es dürfen. Die Protestanten tun es auch' Hierzulande, wenn ein Priester im verborgenen liebt und es nicht sagt, stört ihn niemand dabei. Aber wenn er sagt, er wolle seine Liebschaft 'legalisieren', dann versetzt ihn der Bischof nach Ribera, in das Kaff der Mafia. Und die machen dann seiner 'Legalisierung' schon den Garaus. Jetzt hat man uns anstelle von Don Pasquale einen Don Pietro geschickt, und der ist so vollkommen, daß er direkt mit dem lieben Gott sprechen kann. Manchmal telefoniert er mit ihm.«

Im Manna-Tal zeigt mir mein Vater ein zerfallenes Haus. »Als ich zwölfjährig war, war dieses Haus voll von Leuten, die aus dem Gefängnis entwichen waren«, sagt er. »Eines Tages kamen zwei in unsern Rebberg, hoben die Sättel von ihren Pferden und begannen, die Erde zu hacken. 'Habt ihr den Boden verwechselt?' fragte ich sie. Darauf erschienen sechs Landjäger zu Pferd und fragten uns: 'Habt ihr zwei bewaffnete Männer mit langen Bärten vorbeigehen sehen?' 'Ja', sagte einer der beiden, 'vor einer halben Stunde. Gegen Enna sind sie gegangen' Und fügte hinzu: 'Sie hatten lange Bärte, und ihre Karabiner hingen ihnen über die Schultern' Die Landjäger waren Maisfresser aus Turin und hatten es eilig, die Welt in einem Tag in Ordnung zu bringen, und sie glaubten uns; so gingen sie also nach Enna. Als sie endlich verschwunden waren, kamen die zwei zu mir und sagten mir: 'Hast Glück gehabt, Schlaumeier, sonst wärst jetzt eine Wolke.«

Heute hat in jenem halbverfallenen Haus Turi Lo Monaco seinen Schafstall eingerichtet. Turi stinkt nach Schafkäse. Er sagt, daß er draußen schlafe und kein Rheuma kenne. »300 Schafe gehören mir. Das ist ein großes Kapital. Bei uns nimmt die Weidefläche zu und bei euch in der Schweiz nimmt sie ab. Habe ich gehört. Aber bis vor zwanzig Jahren war das hier eine Hölle. Alles Land war in kleinste Fetzchen aufgeteilt, und die Bauern ließen mich nicht zur Weide gehen. Seit unsere Leute ausgewandert sind, gibt es für uns keine Grenzen mehr, und wir können endlich weiden, so weit wir wollen. Manchmal kommt einer für immer zurück, aber nur, um sich begraben zu lassen. Ein Mensch, der noch denken kann, kommt nie hierher zurück .«

»Und du«, frage ich, »warum bist du nicht nach Zürich oder Brooklyn gegangen?«

»Ich? Ich wär ja verrückt!« gibt er zur Antwort. »Ein freier Mann bin ich.« Wir bleiben bei ihm bis Mitternacht. »Wechseln tut nicht gut. Wenn ein Schaf die Weide wechselt, wird es manchmal krank. Es frißt nicht mehr, und das Haar am Kopf verfärbt sich. Im Frühling erreichen die Schafe das Schlachtgewicht, und ich muß über ihr Leben entscheiden. Ich denke den ganzen Winter nach, welches von ihnen ich in den Schlachthof schicken muß, und sein Tod tut mir weh. Und der nächste Tag auch. Sie haben mir die Wolle gegeben, den Käse und ein wenig Gesellschaft, und wegen dem Fleisch muß ich sie töten lassen. Daran muß ich immer denken, denn das Leben haben wir nur einmal. Das Leben kehrt nie zurück.«

Konkret 08/85, S. 34

Jeff Jones, Arno Luik

Solidarität mit dem nacaraguanischen Volk hat nichts mit Revolutionsromantik zu tun

Die einen machen ihre eigene Geschichte mittlerweile zum Forschungsgegenstand – westdeutsche SDSler versammelten sich in der FU Berlin – andere aus der Protestbewegung der Sechziger arbeiten auch heute noch für die einstigen Ziele. Einer ist Jeff Jones, einstiger Vorsitzender des US-amerikanischen SDS, dann Mitglied der Weather Underground Organisation,, dann lange Jahre unter falschem Namen untergetaucht, seit 1981 wieder mit dabei, wenn es darum geht, den US-amerikanischen Imperialismus zu bekämpfen.

Mit dem jetzt 38jährigen Jeff Jones sprach für Konkret Arno Luik

KONKRET: Als letzter Vorsitzender des amerikanischen SDS (Students for a Democratic Society) warst du in den 60er Jahren maßgeblich am Widerstand gegen den Vietnamkrieg beteiligt, tauchtest dann 1970 mit der Weather Underground Organisation (WUO) in den Untergrund ab und elf Jahre später wieder auf. Wie stehst du zu Deiner Geschichte?

Jones: Im großen und ganzen positiv. Ich war Teil einer Protestbewegung, die zwei ihrer wichtigsten Ziele erreicht hat: zum einen trugen wir mit unseren Demonstrationen und militanten Aktionen zur Beendigung des Vietnamkriegs bei und zum anderen griffen wir die barbarischsten Aspekte des institutionalisierten Rassismus an und stellten sie bloß. Die Schwarzen haben heute immerhin das Wahlrecht. Natürlich sind die USA immer noch eine vollkommen rassistische Gesellschaft, aber wenn man bedenkt, daß wir uns mit der imperialistischen Hauptmacht angelegt haben, haben wir gute Arbeit geleistet. Natürlich haben wir Fehler gemacht und ich bedaure vieles. Oft sah es auch aus, als ob unsere Aktionen vollkommen sinn- und zwecklos waren und erst im Nachhinein können wir erkennen, daß unser Widerstand eine. Wirkung auf die aggressive Politik der US-Regierung hatte.

Als wir anfingen, gegen den Krieg in Vietnam zu demonstrieren, da handelten viele von uns vor allem aus einem Gefühl der moralischen Entrüstung heraus. Viele wurden aktiv wegen der unmenschlichen Taktiken, mit denen die US-Regierung den Krieg führte. Die Bombenteppiche, Massaker wie My Lai, das Programm der strategischen Wehrdörfer lösten einen Denkprozeß aus und brachten uns dazu, über das System unseres Landes nachzudenken. Wir erkannten, und das war wie eine Enthüllung, daß die USA eine imperialistische Macht sind. Es war 1967 bei einem Marsch auf Washington. Einer vom SDS sagte: »Wir müssen das System beim Namen nennen, um es ändern zu können. Die USA sind eine imperialistische Gesellschaft, ein System, das auf der Ausbeutung und Unterjochung anderer Völker basiert.«

KONKRET: Wieso meinst du, daß eure Aktionen im Nachhinein wirkungsvoller erscheinen als zum aktuellen Zeitpunkt?

Jones: Ein Beispiel dafür sind die Demonstrationen im Herbst 1969. Wir organisierten eine Großdemo in Washington, an der mehr als eine halbe Million Menschen teilnahm. Ich erinnere mich gut, wie demoralisiert wir nach dieser Demonstration waren: Nixon und Kissinger eskalierten die Bombardierungen und es gab keinerlei Anzeichen für ein baldiges Ende des Kriegs. Erst Jahre später, als ich Kissingers Memoiren las, erfuhr ich, daß diese Kriegstreiber damals den Einsatz taktischer Atomwaffen erwogen hatten, aber auf Grund unserer militanten Demonstrationen davon abgesehen hatten. »Wir erkannten«, und das sind Kissingers Worte, »daß wir die USA damit an den Rand eines Bürgerkriegs gebracht hätten.« Wir haben also unsere eigene Stärke unterschätzt.

KONKRET: Aber eure damals empfundene Ohnmacht war ein wichtiger Grund für euren Entschluß, in den Untergrund zu gehen, um von dort aus mit bewaffneten Aktionen gegen den Staat vorzugehen?

Jones: Unsere Frustrationen spielten damals sicherlich eine wichtige Rolle. Aber noch entscheidender für diesen Schritt, um – wie wir damals dachten – mit dem bewaffneten Kampf zu beginnen, waren die brutalen Angriffe auf die Führer der schwarzen Oppositionsbewegung. In Chicago hatten wir eng mit den Black Panthers zusammengearbeitet. Und eines Morgens waren Fred Hampton und Mark von der Polizei ermordet worden – wie 26 weitere Führer der Panthers in jenem Jahr. Unser Slogan hieß damals »Bring the War home« und damit meinten wir auch, daß wir als Weiße uns den Kampfformen der Schwarzen und Vietnamesen annähern sollten. Die Entscheidung, eine Untergrundorganisation aufzubauen und bestimmte gewaltsame Aktionen gegen den Staatsapparat auszuführen, bedauere ich nicht.

Was ich allerdings bedauere und was ein großer politischer Fehler war, ist, daß wir den SDS als Massenorganisation auflösten und damit die Möglichkeit, legal politisch arbeiten zu können, aufgaben. Ob der SDS noch lange hätte weiter existieren können ist natürlich eine andere Frage. Wir waren ein Angriffsziel des FBI und seines Counterintelligenceprogramms: wir wurden überwacht, unterwandert und es war die erklärte Absicht der Regierung, uns zu zerstören. Trotz der massiven Repression hätten wir aber die demokratischen Rechte, die uns damals noch zur Verfügung standen, nutzen und offensiv verteidigen sollen, anstatt sie aufzugeben und damit auch den Kontakt zur Massenbewegung, zur Arbeiterklasse, zu den Armen zu verlieren.

Als Nixon dann 1970 in Kambodscha einfiel und vier Studenten in Kent ermordet wurden und daraufhin die Universitäten ähnlich wie 1968 explodierten, gab es keinen SDS und somit keine nationale Organisation mehr, die die Aktionen hätte koordinieren können. Die Bewegung flammte kurz auf, war ohne antiimperialistische Perspektive und die Wut, der Haß und die Rebellion waren weniger effektiv als sie es hätten sein können. **KONKRET:** Glaubst Du, daß Nicaragua einen ähnlich politisierenden Effekt hat wie der Vietnamkrieg?

Jones: Die Kriege in Nicaragua und El Salvador haben eine ähnliche Wirkung, obwohl es wichtige Unterschiede gibt. Die USA führen zwar einen Aggressionskrieg gegen Nicaragua und die befreiten Gebiete in El Salvador, aber bis jetzt werden noch keine regulären Truppen eingesetzt. Außerdem, und das ist der wesentliche Unterschied, gibt es keine Wehrpflicht mehr. Im Gegensatz zum Vietnamkrieg wird dieser Krieg also nicht zu einer lebensbedrohenden Frage für Jugendliche aus der weißen Mittelschicht werden. Obwohl die Regierung versucht, die Sandinisten zu stürzen, ist der militärische Einsatz viel geringer als damals – die 27 Millionen Dollar für die Contras sind im Vergleich zu Vietnam lächerlich. Nicaragua ist ohne große Bedeutung für die US-Ökonomie. Nicaragua ist wichtig als ein beispielgebendes, politisches Symbol: eine Revolution in 'unserem Hinterhof' !

KONKRET: Glaubst du, daß in den USA ein ähnlich breiter politisch-kultureller Widerstand geduldet werden wird wie während des Vietnamkriegs oder daß die Regierung aus den 60ern gelernt hat?

Jones: Reagan hat erklärt, daß es ein taktischer Fehler gewesen sei, den Vietnamkrieg nicht offiziell zu erklären. Daher, so Reagan, war es nicht möglich, die Antikriegsbewegung wegen Landesverrats zu verfolgen. Eine offizielle Kriegserklärung gegen Nicaragua wird also Teil einer Strategie sein, die Widerstandsbewegung schärfer und unbarmherziger zu bekämpfen als in den 60ern. Schon jetzt registriert der US-Repressionsapparat sämtliche Reisen nach Nicaragua und sammelt Daten: die Infrastruktur der Antiinterventionsbewegung wird durchleuchtet. Der Machtapparat bereitet sich offensiv darauf vor, den aufkommenden Widerstand präventiv zu liquidieren.

KONKRET: In der *»Village Voice«* wird Cohn-Bendit, der neulich in New York war, mit der Bemerkung zitiert: »Ich bin ein viel intelligenterer Antikommunist als Reagan«

Jones: Diese Aussage Dannys – vor allem zu diesem Zeitpunkt – ist ein großer politischer Fehler. Ich habe mich mit ihm darüber gestritten und ich kann diese Haltung nicht scharf genug verurteilen. Jede US-amerikanische Aggression basiert auf dem Antikommunismus; die Grundlage des Reagan-Regimes ist der Antikommunismus und die simple Einschätzung, daß das Gute in der Welt durch die USA, das Böse durch die Sowjetunion repräsentiert wird. Bei Reagan, der ein christlicher Fundamentalist ist, hat das noch eine religiöse Komponente. Und das weist auf eines der schwierigsten Probleme hin, mit dem wir Linke hier in den USA konfrontiert sind: wenn wir es nicht schaffen, den massiven Antikommunismus zu durchbrechen, dann werden wir die imperialistische US-Politik nie ändern können. Der Schaden, den Danny mit solchen Aussagen anrichtet, ist also immens und zeigt auch, wie wenig er den gefährlich aggressiven Charakter des amerikanischen Antikommunismus versteht.

Als der SDS 1961 auf dem Hintergrund des McCarthyismus und der politischen Sterilität des Kalten Krieges gegründet wurde, betrachtete sich der SDS – und das war für die politische Kultur sehr wichtig – als anti-antikommunistische Organisation.

KONKRET: Da wir vom Antikommunismus reden, könntest du etwas dazu sagen, was aus den politischen Aktivitäten der 60er geworden ist, Cleaver etwa?

Jones: Ich glaube nicht, wie du mit deiner Frage implizierst, daß die US-Linke ihren Ausverkauf betreibt und daß jetzt alle Yuppies geworden sind. Es gibt eine starke progressive Komponente, die auf die 60er zurückgeht, aber nicht ordentlich organisiert ist. Aus dem SDS wuchs keine progressive politische Partei heraus, die die Ziele des SDS fortführt.

Was sich im Augenblick entwickelt ist die Antiinterventionsbewegung, die Weiße und ethnische Minoritäten zusammenbringt. Auch die Schwarzenbewegung erlebt im Zusammenhang mit der Anti-Apartheidsbewegung einen Aufschwung. Bei all diesem Bewegungen, die noch nicht so radikal und militant sind wie in den 60ern, arbeiten Leute mit, die in den 60ern aktiv waren; auch bei der Rainbow Coalition um Jesse Jackson, der ein wichtiger, wenn auch moderater Führer ist.

Natürlich gibt es Ausnahmen und Eldridge Cleaver ist so ein Fall. Damit er in die USA zurückkehren konnte, ohne ins Gefängnis gehen zu müssen, mußte er Verrat an seiner revolutionären Politik der 60er üben. Er mußte denunzieren und heute steht er, ein ehemaliger Führer der Black Panthers, auf der Seite Reagans. Jerry Rubin hat es sich zum Ziel gesetzt, in fünf Jahren Millionär zu sein. Clever wie er ist, wird er es vermutlich schaffen. Was er macht, nennt er networking. Er geht davon aus, daß in einer kapitalistischen Gesellschaft die Leute, die aufsteigen wollen, Verbindungen brauchen. Und so bringt er – gegen gute Bezahlung – Aufsteiger und Etablierte (oft auch Leute aus den 60ern, die es »geschafft« haben) bei sorgfältig inszenierten Parties zusammen, damit die sich kennenlernen und erfahren, wer bei welcher Bank, Versicherung, Fernsehgesellschaft usw. arbeitet. Es ist widerlich. Auch David Horowitz, der mit seinem Buch »Kalter Krieg« einen ungeheuren Einfluß auf die Entwicklung des Bewußtseins der Linken in den USA ausgeübt hat, hat sich zu einem klassisch

zynischen Antikommunisten entwickelt. Sein Ausverkauf begann damit, daß er einen Artikel für den »Rolling Stone« für eine billige, persönliche Attacke auf die Weather Underground Organization benützte und sich damit von der ganzen Bewegung absetzte. Er ist zu einem professionellen Antikommunisten geworden, der bei den letzten Wahlen für die »Washington Post« einen Artikel schrieb, der »Weshalb ich für Reagan stimme« hieß. Jetzt hat er ebenfalls die Absicht, reich zu werden, er will Filmskripts schreiben und ist nach Hollywood gegangen.

KONKRET: Für die Linke in den USA gibt es zur Zeit keine offensive Strategie. Die revolutionären Hoffnungen sind mit Nicaragua verknüpft – ist das nicht revolutionärer Romantizismus und gleichzeitig Ausdruck der eigenen politischen Ohnmacht?

Jones: Ich finde es unfair, von politischer Impotenz zu reden, denn schließlich kämpfen wir gegen den US-Imperialismus und wir sind, die Kräfteverhältnisse sind mehr als offenkundig, eine sehr kleine Bewegung. Die Solidarität mit dem nicaraguanischen Volk hat nichts mit einer Revolutionsromantik zu tun. Daß wir uns nicht ausreichend mit der NATO auseinandersetzen, habe ich erst hier in Westdeutschland realisiert, als ich in Frankfurt mehr Soldaten gesehen habe als in Nicaragua. Wir in den USA haben weder Informationen noch eine Vorstellung davon, was für ein gigantischer Flugzeugträger Westdeutschland ist.

KONKRET: In den 60ern gingt ihr in eurem Konzept der Peripherie davon aus, daß nationale Befreiungen innerhalb der USA stattfinden würden, die schließlich den Prozeß einer gesamtgesellschaftlichen Revolution auslösen würden.

Jones: Dieses Konzept, das von dem Phänomen der »Gefangenen Nationen« innerhalb der USA ausgeht, kann seine Richtigkeit noch beweisen, obwohl ich da persönlich skeptisch bin. Meiner Meinung nach berücksichtigt diese Analyse nicht in genügendem Maße das Verhältnis der weißen Arbeiterklasse zu den ethnischen Minoritäten. Diese Analyse unterschätzt überdies die Macht der herrschenden Klasse und auch ihre Fähigkeit, die verschiedenen Nationalitäten gegeneinander auszuspielen. Die Situation ist komplizierter, als wir in den 60ern glaubten. Die amerikanische Linke, und an dieser Frage sind auch wir im Untergrund gescheitert, hat es bisher noch nicht verstanden, in ihrer Analyse der US-amerikanischen Bedingungen, dieses spezifische Verhältnis zwischen Rassen- und Klassenkampf auszuloten. Das bedeutet nämlich, daß wir nicht einfach die marxistische Analyse, die in Europa funktioniert, übernehmen können, denn das hieße, den Ausverkauf der ethnischen Minoritäten zu betreiben. Aber dieses Phänomen, daß die Völker der 3. Welt im Prozeß revolutionärer Umgestaltung eine Führungsrolle einnehmen, zeigt sich in der Geschichte unserer eigenen Kämpfe und so sehe ich auch die Rolle von Nicaragua. Die Sandinisten haben den US-freundlichen Diktator Somoza gestürzt und sich erfolgreich dem US-Imperialismus widersetzt. Und das hat nichts mit einer Revolutionsromantik zu tun. Sie machen das, was die Vietnamesen in den 60ern taten: sie zeigen objektiv, daß das imperialistische System besiegbar ist.

KONKRET: Du hast jahrelang vom Untergrund aus versucht, dieses System zu verändern. Wie stehst du heute zu der Frage von Gewalt und Gewaltlosigkeit?

Jones: Meiner Meinung nach ist es ein strategischer Fehler, wenn man seine Taktiken freiwillig einschränkt. Wenn man von vornherein ankündigt, daß man bei seinen Aktionen nur gewaltfreie Methoden anwenden wird, dann beschneidet man seine potentielle Wirkungsmöglichkeit ungemein. In dem Augenblick, in dem man dem Machtapparat und dem System, das man ändern will, ankündigt, »Ich gehe nur bis dahin und nicht weiter«, stellt man für diesen Machtapparat keine ernst zu nehmende Bedrohung mehr dar. Natürlich bin ich nicht für Gewalt per se. Die Mehrzahl der Demonstrationen, an denen ich in den letzten fünf Jahren teilgenommen habe, verlief friedlich. In den vergangenen Monaten allerdings war bei Lateinamerika-Demonstrationen wieder mehr Wut zu spüren und es kam zu militanteren Konfrontationen. Und das ist gut so.

KONKRET: Bei den letzten Wahlen hast Du Mondale gewählt. Das ist ja wohl auch nicht gerade die Strategie, die eine ernst zu nehmende Bedrohung für den Machtapparat darstellt.

Jones: Das wird mir von verschiedenen Seiten vorgeworfen, aber die Wahl hat für mich nicht so'ne Bedeutung. Wählen ist für mich natürlich nicht die Strategie, um gesamtgesellschaftliche Veränderungen auszulösen. In den 60ern boykottierten wir die Wahlen und sagten, daß zwischen Johnson, McCarthy, Kennedy oder Nixon kein Unterschied besteht. Daß wir das heute nicht können, zeigt, wie die politischen Kräfteverhältnisse sich gegen uns verschoben haben. Es gibt zur Zeit keine unabhängige, radikale Bewegung in den USA. Wenn ich versuche, eine antiimperialistische Analyse auf die Situation in den USA und eine Einschätzung der augenblicklichen Kräfteverhältnisse zu leisten, dann ist klar, daß wir eine unabhängige Bewegung brauchen. Diese Bewegung kann nicht innerhalb der Rainbow Coalition arbeiten, aber sie kann mit der Rainbow Coalition arbeiten.

KONKRET: Warum bist du eigentlich aus dem Untergrund aufgetaucht und warum wolltet ihr, bevor es zum Bruch in eurer Organisation kam, eine legale politische Partei aufbauen?

Jones: Wir waren damals mit unseren Aktionen so weit gegangen, wie wir hatten gehen können. Als wir in den Untergrund gingen, waren wir davon überzeugt, zu gewinnen und zum Aufbau eines menschlicheren Systems beitragen zu können. Wenn man so sein Leben einsetzt, glaubt man, daß man siegt. Unsere theoretische Einschätzung war, daß der Kampf der

ethnischen Minoritäten eskalieren und der Vietnamkrieg und die ökonomische Krise die Bevölkerung radikalisieren würden. Zu einem bestimmten Zeitpunkt wurde uns dann klar, daß in diesem historischen Augenblick die US-Gesellschaft nicht vom US-Untergrund umgewälzt werden kann. Wir entwickelten daraufhin ein klassisch marxistisch-leninistisches Parteikonzept, nach dem wir im Untergrund die Führungskader einer revolutionären Partei gewesen wären und die legale Organisation die klassische Rolle der Avantgarde gespielt hätte. Verständlicherweise hatte niemand Lust, diese Rolle zu übernehmen. Daß wir überhaupt mit dem Gedanken der Legalisierung gespielt hatten, stieß viele Leute vor den Kopf und beschleunigte den Zerfall unserer Organisation.

KONKRET: Wie war es für dich möglich, nach elf Jahren im Untergrund, wobei die WUO unter anderem Anschläge gegen das Pentagon und das Capitol ausgeführt hatte, aufzutauchen und wieder legal politisch zu arbeiten. Gab es eine Amnestie?

Jones: Wichtig in diesem Zusammenhang ist, daß wir bei unseren Aktionen einen bestimmten Grad der Gewalt – im Gegensatz zur RAF oder den Roten Brigaden – nicht überschritten. Bei unseren Anschlägen kam nie jemand ums Leben, wir haben nie jemanden getötet, haben keine bewaffneten Raubüberfälle durchgeführt, und waren für keine Entführungen verantwortlich. Wir haben natürlich solche Aktionen erwogen, hielten sie aber dann für politisch nicht vertretbar. Unsere Aktionen waren Angriffe auf Privateigentum und politische Symbole; es war bewaffnete Propaganda und kein bewaffneter Kampf, für den es im Augenblick keine Massenbasis, nicht einmal in der schwarzen Bevölkerung gibt.

Wären wir allerdings eine schwarze Organisation gewesen, daran besteht kein Zweifel, dann wäre es uns, falls wir überhaupt überlebt hätten, nicht möglich gewesen, uns auf diese Weise mit der Justiz zu arrangieren. Wir als weiße Revolutionäre profitieren also von den weißen Privilegien der rassistischen Gesellschaft .

KONKRET: Wie sehen die Haftbedingungen der politischen Gefangenen aus?

Jones: Die Haftbedingungen sind sehr unterschiedlich. Einige Leute, vor allem aus dem weißen Widerstand, haben bessere Haftbedingungen als die Gefangenen der RAF. Einige sind in den normalen Haftvollzug eingegliedert. Allerdings gibt es jetzt im Staat New York Bestrebungen, ein Isolationsgefängnis für politische Gefangene zu bauen. Da die USA größer sind als Westdeutschland, gibt es den Behörden die Möglichkeit, politische Gefangene in Gefängnisse 3000 Meilen weg von Freunden und Familie zu stecken. Davon machen sie häufig Gebrauch, um die Solidaritätsbewegung mit den Gefangenen zu erschweren.

KONKRET: Als über Jahre hinweg Mitglieder der WUO den Weg zurück in die Legalität suchten und auftauchten, wurden dadurch nicht jene gefährdet, die im Untergrund bleiben wollten?

Jones: Keiner von uns, der auftauchte, kooperierte auf irgendeine Art mit der Polizei. Dem FBI gelang es nie, uns zu infiltrieren. Wir hatten die meisten Leute im Untergrund und über ein Jahrzehnt gelang es weder dem FBI noch anderen Regierungsbehörden, auch nur einen von uns zu schnappen. Das war natürlich ein schwerer Schlag für ihr Prestige und gleichzeitig ein Hoffnungsschimmer für jene, die nach Möglichkeiten suchten, diesen Staat zu bekämpfen. Als dann schließlich Leute von uns freiwillig auftauchten, hatte das FBI kein großes Interesse daran, das an die große Glocke zu hängen.

KONKRET: Um auftauchen zu können, so nehme ich an, mußtest du sicherlich Verhandlungen mit der Regierung führen?

Jones: Meine Frau, unser Kind und ich lebten im Untergrund, wir waren aus der Organisation schon einige Jahre ausgeschlossen, ich war Drucker und konnte politisch nicht allzu aktiv sein. Wir waren im Untergrund geblieben, weil wir es für politisch richtig hielten, daß nicht alle von uns auftauchten. Das wäre ein moralischer Tiefschlag für die antiimperialistische Bewegung gewesen. Außerdem waren gegen mich 1979 neue Anklagen erhoben worden. 1981 beschlossen wir, aufzutauchen, ins Gefängnis zu gehen

um danach in der Legalität wieder politisch produktiv sein zu können. Wir nahmen Kontakt zum Staatsanwalt in Hudson County auf. Die Verhandlungen führten zu nichts. Ehemalige Mitglieder der WUO überfielen damals einen Geldtransporter und wurden geschnappt- einige Tage danach überfiel uns ein Trupp von 20 FBI-Agenten mit Maschinenpistolen und abgesägten Schrotflinten. Wie sie an unsere Adresse gekommen waren, wir lebten damals in der Bronx, weiß ich nicht. Sieben Tage lang durchsuchte das FBI unsere Wohnung und kam dann zu dem Schluß, daß wir mit dem Überfall nichts zu tun hatten und daß wir, wie wir vor Gericht ausgesagt hatten, eine Arbeiterfamilie mit politischen Überzeugungen waren. Vor Gericht wirkte sich dann positiv aus daß wir in Verhandlungen standen und auftauchen wollten. Der Richter war liberal und war mit dem Vorschlag meines Anwaltes einverstanden, daß ich, statt ins Gefängnis zu gehen für ein paar Monate, Sozialarbeit leisten würde.

KONKRET: Das hört sich ja ziemlich unglaublich an. Mußtest du dem Staat irgendwelche konkreten Versprechungen machen? Der Gewalt abschwören?

Jones: Nein. Ich hab von mir aus freiwillig gesagt, daß ich nicht die Absicht habe, gewaltsame Angriffe gegen den Staat zu unternehmen und daß ich meine politischen Aktivitäten in der Legalität weiterführen möchte .

KONKRET: Und der Richter meine, 'Ok. Mr. Jones, Sie können gehen'?

Jones: Ja, mehr oder weniger war es so.

KONKRET: Wie stehst du zu denen, die heute noch im Untergrund sind?

Jones: Ich stehe auf ihrer Seite. Ich kann nur sagen, daß ich von der Notwendigkeit politischer Arbeit in der Legalität und im Untergrund überzeugt bin. Ich kam für mich, nach elf Jahren im Untergrund, zu dem Ergebnis, daß ich in der Legalität effektiver bin. Das heißt aber nicht, daß ich die Zeit im Untergrund bereue. Ich lehne meine Geschichte nicht ab, möchte auch nicht denken, daß ich zu weit gegangen bin. Im Gegenteil, ich wünschte, wir hätten weiter gehen können. Meine politischen Überzeugungen sind die gleichen wie damals, vielleicht etwas realistischer. Aber die Arbeit im Untergrund halte ich angesichts des latent repressiven Machtapparates für notwendig und unterstütze sie, soweit ich das kann.

KONKRET: Du sagst, du seist heute politisch produktiver als die letzten Jahre im Untergrund. Empfiehlst Du denen, die immer noch im Untergrund sind, aufzutauchen?

Jones: Vergiß nicht, daß die meisten von denen, die zur Zeit im Untergrund agieren, Mitglieder der Black Liberation Army sind. Sie werden niemals so leicht davonkommen wie ich. Für sie besteht überhaupt nicht die Möglichkeit, zu verhandeln und zu sagen, 'ok, wir tauchen auf'. Ich weigere mich auch, ihnen etwas empfehlen zu wollen oder ihnen politische Verhaltensvorschriften zu machen. Ich versuche, sie auf meine Weise zu unterstützen und das heißt für mich, daß ich Solidaritätsarbeit mache für Gefangene der Black Liberation Army, die für unglaublich lange Zeit im Gefängnis.

Konkret 08/85, S. 38

Gaby Gottwald, Helmut Scheben

Die Guerilla kommt in die Städte

Seit dem Beginn der Friedensgespräche in La Palma spricht alles von »Kriegsmüdigkeit« in El Salvador: Duarte will die Guerilla durch Dialog zum Niederlegen der Waffen bewegen und politisch »integrieren«. Die Guerilla will die Machtbeteiligung und glaubt durch den Dialog einen Freiraum für verstärkte politische Agitation in den Städten zu bekommen. Die Armee will ihr Image als Repressionswerkzeug der Ultrarechten verändern und redet von »Wiederaufbau der zerstörten Gebiete«. Helmut Scheben und Gabi Gottwald sprachen mit denen, die selten etwas der Presse sagen, aber sehr wohl ein Wort bei diesem Krieg mitzureden haben: mit den Guerilleros im Norden von Morazán

Als ich 1980 zur Guerilla ging, dachte ich: in ein paar Monaten ist der Krieg vorbei. Viele von uns hatten die Ereignisse in Nicaragua vor Augen...«

Der das sagt, war 1980 ein karriereträchtiger Hauptmann der salvadorianischen Armee und ist heute einer der militärischen Ausbilder in der Guerilla-Schule des »Revolutionären Volksheeres« (ERP), der militärisch stärksten Gruppe innerhalb der FMLN-Guerilla. Der ERP ging davon aus, daß die linke Massenbewegung Ende der siebziger Jahre einen Siedepunkt erreicht hatte, an dem nur noch die rasche Orientierung durch eine politisch-militärische Avantgarde erforderlich war, um kurzfristig an die Macht zu kommen. Heute sagt ERP, daß die Zeit des Aufstandes vorbei sei. Eine neue Etappe habe begonnen. Die einst als professionelle revolutionäre Armee konzipierte »Brigade Rafael Arce Zablah« (BRAZ) löste sich in kleine, autonom operierende Guerilla-Einheiten auf. Der ideologischen und politischen Bildung eines jeden Kombattanten wird größte Bedeutung beigemessen. »Dispersar« und »multiplicar« heißt die Losung, die als Rückkehr zu einer klassischen Guerilla-Taktik im Stil des Jahres 1980 interpretiert werden kann.

Wie stark die Armee ist und wie stark sie sich fühlt.

Die fabelhafte militärische Aufrüstung der salvadorianischen Armee durch die USA, die Perfektionierung der Luftüberwachung von Honduras aus und die militärische Stille auf Seiten der Aufständischen veranlaßte im Herbst letzten Jahres viele zu dem Schluß, daß die Armee Tritt gefaßt und das Heft in die Hand genommen habe. die Ausweichtaktik der Guerilla wurde als erste Anzeichen der Niederlage angesehen.

Die Armee ist bedeutend stärker und kampferfahrener geworden. Das ist Fakt. Daran ändert auch die triumphalische Jahresbilanz des FMLN für 1984 nichts, derzufolge man der Armee 5.000 Mann Verluste zugefügt, »20 Flugzeuge abgeschossen« und »75 Artilleriegeschütze abgenommen« haben will.

Die Armee hat eine Stärke von insgesamt 41.650 Personen. Die Nationalgarde mit 4.500 Mann, die Nationalpolizei mit 4.500 und die Hacienda-Polizei mit 2.500 sind hinzuzurechnen. Die Stärke der Armee hat sich also seit Kriegsbeginn vor fünf Jahren mindestens verdreifacht . Die unter der ersten Junta aufgelöste rechtsgerichtete paramilitärische Organisation ORDEN mit rund 70.000 Personen dürfte zu einem großen Teil in der inzwischen zwangsweise aufgestellten »Zivilverteidigung« Eingang gefunden haben.

Die Frage ist jedoch, was die Armee mit ihrer stetig wachsenden technischen und personellen Kapazität ausrichtet, und in welchem Verhältnis für die USA Kosten und Ergebnis zueinander stehen.

So ist zwar die Helikopter-Flotte mittlerweile so aufgestockt worden, daß ein Spezial-Counterinsurgency-Bataillon innerhalb von einer halben Stunde an jedem Punkt der Konfliktzonen abgesetzt werden kann, doch ist es eben der Lufttransport von Einheiten in Bataillonsstärke (mindestens 1.000 Mann), der der Armee Überraschungsschläge in einem Gelände wie dem von Morazan oder Chalatenango unmöglich macht. Jede Annäherung eines Aufklärungsflugzeugs von Süden her ist weit zu hören und zu sehen. Der Start einer Hubschrauber-Staffel wird oft schon vom Stützpunkt aus beobachtet. Die Annäherung ist ein geräuschvolles Spektakel, der Landepunkt unmittelbar zu orten .

Was als Nachteil für eine Guerillakriegsführung angesehen wurde, die geringe territoriale Ausdehnung und die dichte Besiedlung El Salvadors, erweist sich als Vorteil.

Anders wäre es, wenn die Armee verstärkter mit einer »Ranger-Taktik« arbeiten würde, wie es jetzt schon immer häufiger geschieht: Armeesoldaten treten als Guerillagruppe verkleidet auf, tragen z.B. T-Shirts mit FMLN-Parolen, um auf diese Weise »Kollaborateure« der Guerilla unter der Zivilbevölkerung aufzuspüren. Die dichte Besiedlung und relativ mühelose militärische Absicherung der Rückzugszonen der Guerilla bringen es jedoch mit sich, daß ein Infiltrieren nach Ranger-Art zum Kamikazeunternehmen wird.

Konsequenz ist, daß nach wie vor Großangriffe mit mehreren Bataillonen die Regel sind. Die Offensive »Torola-IV« dauerte Ende letzten Jahres fast drei Monate, wobei zeitweise bis zu 10.000 Soldaten in Morazan konzentriert wurden.

Das Vorgehen der Infanterie ist extrem vorsichtig in dem unübersichtlichen Gelände. Wer einmal gesehen hat, mit welcher wieselartigen Schnelligkeit sich eine Guerillagruppe im Gelände entfaltet, einen Berghang hochsprintet, einen Höhenzug besetzt, kann sich vorstellen, daß ein Gruppenführer der Armee sich lieber hernach von seinem Kompagniechef das Fell

über die Ohren ziehen läßt, als in einer Schlucht von Morazàn oder Chalatenago nur eine Sekunde den Sichtkontakt mit dem Rest seiner Kompagnie aufzugeben. Das ist die Realität dieses Krieges. Der Rest ist Schall und Rauch .

Schall und Rauch im materiellen, nicht im übertragenen Sinn des Wortes. Ein Beispiel: während der Operation »Torola-IV« warf die Luftwaffe auf den Weiler von Las Guarumas in Morazan 16 Bomben von 250 Kilo. Obwohl sich eine starke Gruppe des FMLN dort aufhielt, wurde nur eine Frau durch einen Splitter an der Wade verletzt. Die Rechnungsprüfer des Pentagon sollten sich einmal ausrechnen, was dieser Splitter in der Wade an Munition, Treibstoff, Wartung, Materialabnutzung etc. gekostet hat, um nur einmal die durchschnittlichen »Betriebskosten«, geschweige denn die Gesamtinvestition dieses Luftkrieges zu sehen.

Die Kriegsberichte der Armee grenzen deshalb bisweilen ans Tragikomische: bei einer Operation gegen die Aufständischen in Morazan erbeuteten die salvadorianischen Streitkräfte drei vollautomatische Gewehre, »mehrere Pferdegeschirre, Magazine und drei Rucksäcke...« (Cadena Sonora, San Salvador, 28.1 .85)

»Ohne COPREFA wäre es nicht halb so lustig..«

Die Armeeführung weiß, daß ihre Offensiven zum großen Teil ins Leere verpuffen und versucht, durch beharrliche, tägliche Falschinformation ihren Soldaten und den Salvadorianern der Hauptstadt etwas vorzumachen. Sie hat aber keine glückliche Hand mit der Falschmünzerei.

Die Armee »läßt der Subversion keine Atempause mehr«, sagt Heeresstabschef General Adolfo Blandon. Im Januar und Februar hätte es »19 große Operationen« gegebnen und »650 kleine...«. Die Guerilla sei am Ende.

Ende Februar stellte sich Blandon zusammen mit Pressechef Oberst Ricardo Aristides Cienfuegos – der inzwischen getötet wurde – vor die Journalisten und erklärte, die Armee sei dabei, die entvölkerten Gebiete im Norden von Morazan neu zu besiedeln. Viele Familien hätten »Vertrauen in die Streitkräfte gefaßt« und seien dabei, nach Torola, Perquin und in andere Orte zurückzukehren.

Wenn man zwischen den niedergebrannten Häusern von Torola sitzt und diese Nachricht im Radio hört, weiß man nicht, ob man über die Zynik oder die Dummheit lachen oder weinen soll.

Wie will die Armee Bevölkerung in einem Gebiet ansiedeln, in dem nach vier Kriegsjahren Mensch, Hund, Baum und Strauch zu einem dichten, geschlossenen System zusammengewachsen sind? Welche Handlungsfähigkeit hat die Armee in einer Zone, in die sie nach wie vor nur zu Tausenden eindringen kann, um sich alsbald mit Verlusten zurückzuziehen?

Ob für Morazan und Chalatenango ein Wiederaufbauprogramm durchgeführt wird, ob Familien in zerbombte Dörfer zurückkehren, das bestimmt die Guerilla als militärische Macht, wann und wie dies geschieht. Das wissen sowohl Blandon als auch seine US-amerikanischen »advisers« .

Wieviel Hilflosigkeit und Tölpelhaftigkeit grassiert in der Armee, wenn sie in den Zeitungen der Hauptstadt verbreiten läßt, die »subversiven Gruppen« würden von ihren »ausländischen Kommandanten mit Essenentzug und physischen Züchtigungen bestraft«, mit »Drogen gefüttert« und dergleichen mehr?

Es gehören kein Übermaß an Scharfsinn und gesundem Menschenverstand dazu, sich vorzustellen, daß die Guerilla mit zwangsrekrutierten und unterdrückten Leuten nicht eine Woche lang hätte Krieg führen können. »Es ist eine geradezu absurde Idee, daß wir hier salvadorianische Campesinos unter Zwang rekrutieren und in den Kampf schicken könnten«, sagt der katholische Priester Rogelio, der seit 1980 christliche Basisgemeinden in der Guerillazone von Morazan betreut.

Als eine weitere Trumpfkarte in der Hand der salvadorianischen Armee wird die zunehmende Vervollkommnung der Luftüberwachung angesehen. Daß die Aufklärungsmaschinen mit hochsensiblen Infrarot-Nachtsichtgeräten ausgestattet sind, ist bekannt. In Morazan hörten und sehen wir diese fliegenden Rechenzentren mit beinahe beruhigender Regelmäßigkeit tags und nachts über uns hinwegfliegen und wunderten uns, mit welchem Gleichmut die Guerilla sie fliegen sieht, ohne sich beim Kaffeekochen stören zu lassen.

Die US-Luftüberwachung und ihre Grenzen

Doch auch im Bereich der Luftüberwachung der »Verkehrsnetze und Versorgungslinien« der Guerilla ist – entgegen aller Theorien der sechziger Jahre – die dichte Besiedlung des kleinen Landes ein Vorteil für die Aufständischen. Die unzähligen Pfade und Straßen in einem Gebiet wie Morazan werden von der Landbevölkerung ebenso genutzt wie von der Guerilla. Und die auf Wärme ansprechenden Infrarotgeräte unterscheiden eben nicht zwischen einer Gruppe von Kühen, einer Gruppe von Campesinos und einer Gruppe von Guerilleros. Die Luftwaffe müßte also alles unter Beschuß nehmen, was sich bewegt. Das kann sie aber nur dort tun, wo ohnehin Hopfen und Malz für die Armee verloren ist, also in den Zonen unter Guerillakontrolle. In der Peripherie dieser Zonen, die immer auch potentielles Expansionsgebiet der Guerilla ist, kann die Luftwaffe nicht so ohne Rücksicht auf Verluste bombardieren und tut es in der Regel auch nicht.

Hinzu kommt, daß die »totale Luftüberwachung« mit Fotos von Bewegungslinien und Konzentrationspunkten der Guerilla noch nicht bedeutet, daß diese Punkte auch damit militärisch unter Kontrolle sind.

»Jeden Tag und jede Nacht fliegt über Radio Venceremos ein Aufklärungsflugzeug mit dem raffiniertesten elektronischen Detektionsgerät, das ihr euch denken könnt«, sagt Santiago uns. »Radio Venceremos« ist in dieser Hinsicht kein clandestines Radio. Sie wissen genau, wo wir sind. Wenn sie uns nicht vernichten können, liegt das nicht daran, daß sie nicht wissen, wo wir sind, sondern daß sie militärisch nicht dazu in der Lage sind«.

Klingt banal, trifft das militärische Problem aber auf den Punkt. Die Armee kann überall Truppen hinfliegen. Welche Bedingungen sie aber bei der Landung antreffen und wieviel Stunden oder Tage sie brauchen, um einige Felsabbrüche oder tief eingeschnittene Waldtäler zu überwinden, hängt von der Störkapazität der Guerilla ab. Ein paar gut plazierte Tretminen können Stunden Zeitverlust für die Armee bedeuten.

Die Schlacht um die Bevölkerung

Wenn es auch nötig ist, die Propaganda, die die Armee über diesen Krieg verbreitet, auf die Fakten zurechtzustutzen, dann bedeutet dies nicht, daß damit alle Armeeoffensiven in Morazan und Chalatenango und eine runde Milliarde Dollar US-Militärhilfe in den letzten fünf Jahren umsonst gewesen sind.

Um es schematisch zu sagen: die Armee ist nach wie vor nicht in der Lage, den kämpfenden Einheiten in den Rückzugszonen der Guerilla ein Haar zu krümmen. Sie hat es aber durch eine enorme Erhöhung ihrer Beweglichkeit (Luftaufklärung und Helikoptertransport) geschafft, die Guerilla seit über einem Jahr zu einer radikalen Änderung ihrer Taktik zu zwingen. Wenn der FMLN heute hunderte von Kombattanten zusammenziehen würde, um Großangriffe wie die von El Paraiso und Cerron Grande im letzten Jahr zu riskieren, müßte er mit schnellen Reaktionen der Armee und hohen Verlusten rechnen. Während vorher von »Revolutionsarmee« die Rede war, ist der FMLN heute mehr denn je »Guerilla« im klassischen Sinne des Wortes.

Die Armee hat es ferner geschafft, die soziale Basis der Guerilla in den kontrollierten Zonen drastisch zu dezimieren. Geisterdörfer wie Torola, Arambala, San Fernando, Perquin sind Zeugen der brutalen Strategie der verbrannten Erde. In einem einst wirtschaftlich regen Bauerndorf von 5000 Einwohnern wie Torola trafen wir noch eine Handvoll alter Leute, die zwischen den Trümmern leben. Die andern sind in den Flüchtlingslagern, zogen sich in abgelegene Weiler zurück oder liegen in El Mozote und anderswo in Massengräbern.

Anders die Lage in den Expansionsgebieten der Aufständischen. Dort geht der Kampf darum, der Guerilla eine potentielle soziale Basis streitig zu machen. Etwa mit dem Regierungsantritt Duartes begann dort eine flexiblere und intelligentere Art der Counterinsurgency-Strategie mit dem Ziel, den Eindruck einer professionell hochkarätigen und moralisch tadellosen Truppe zu erzeugen. Verteilung von Milchpulver und Feldgottesdienste wechseln somit ab mit einer Verfeinerung der Spitzeldienste und einer unauffälligeren selektiven Repression vermeintlicher oder tatsächlicher Kollaborateure des FMLN. Im Dorf Joateca zum Beispiel hatte die Armee wenige Tage vor unserer Ankunft sieben Personen verhaftet, in der Departementhauptstadt San Miguel Verhören und Drohungen unterzogen, und dann mit einem »Passierschein« der staatlichen Menschenrechtskommission (!) wieder nach Hause geschickt. Gleichzeitig aber waren während der Offensive in der Gegend von Joateca mehrere Personen auf entlegenen Weilern ermordet worden.

Kasten Seite 40/41

Poder Popular oder: Der Mythos der »Befreiten Zone«

Die Gebiete, in denen der FMLN die militärische Kontrolle ausübt, sind Zonen, deren Dörfer in Schutt und Asche liegen. Mit jeder neuen Großoffensive ist landwirtschaftliche Produktivität zurückgegangen. Mit dem Exodus der Bevölkerung wurden die Felder nicht mehr bestellt, die Ernten nicht mehr eingebracht . Die Guerilla ist in Morazan gezwungen, einen großen Teil ihrer Lebensmittel außerhalb der kontrollierten Zone zu kaufen und auf äußerst beschwerlichen Nachschubwegen heranzuschaffen. Von anderen Versorgungsgütern nicht zu reden. Man mag einwenden, daß der Norden von Morazan ohnehin immer ein armes und landwirtschaftlich unfruchtbares Gebiet war, doch kann man davon ausgehen, daß auch am Guazapa, in Chalatenango und in anderen Guerillazonen die »Kriegsproduktion« unter der kollektiven Organisation des »Poder Popular«: in Wirklichkeit weit hinter dem zurückbleibt, was in großen Informationskampagnen seit 1982 versprochen wurde.

Weder von den »Fischerei-Brigaden«, die »die Eiweißversorgung der Bevölkerung sicherstellen« noch von Viehzucht, Milchproduktion, Gemüseanbau, Schuhfabriken und ähnlichem ist unter dem Bombenregen viel übrig geblieben. Gekaufte oder erbeutete Ölsardinen aus der Büchse, Zuckerklumpen wie auch frisches Zuckerrohr gehören neben Keksen, Maisfladen, Bohnen und Reis zu der täglichen kärglichen Ernährung der Guerilleros. Der hohe Zuckerkonsum liefert zwar die nötige Energie für hohe körperliche Anstrengungen, läßt aber seine Spuren an den Zähnen zurück. Zahnärztliche Behandlung beschränkt sich in der Regel auf das Ziehen der Zähne. Was für die landwirtschaftliche Produktion gilt, trifft in noch gravierenderem Ausmaß für die Gesundheitsbetreuung zu.

Unter den Solidaritätsgruppen in Europa verbreitete sich 1982 rapide die Vorstellung von »Befreiten Gebieten« in El Salvador. Der FMLN/FDR korrigierte zwar bald diesen Ausdruck und redete prinzipiell von »Zonen unter Kontrolle des FMLN« . Auch zirkulierten bereits damals sehr differenzierte Definitionen über diese Zonen und die Art des Krieges im allgemeinen – Bewegungskrieg, keine bedingungslose Verteidigung von Positionen, Flexibilität des taktischen Rückzugs, Entlastungsangriff in anderen Landesteilen, Krieg im gesamten Territorium des Landes und zu jedem Zeitpunkt, Wirtschaftssabotage – gleichwohl hielten die Medien und die Solidarität im Ausland lange Zeit selbst dann an der Vorstellung einer »befreiten Zone« fest. wenn sie den Terminus »Kontrollierte Zone« gebrauchten. Mit der Idee kleiner befreiter Inseln innerhalb des salvadorianischen Nationalterritoriums war es eben leicht, die These zu veranschaulichen, daß es in El Salvador zwei souveräne Gewalten gebe. So wurde die »Befreite Zone« in den Köpfen der Aussenstehenden so etwas wie ein kleiner schon sozialistischer Staat im Staate, ein militärisch, ökonomisch und politisch autarkes Utopia.

Der FMLN/FDR tat wenig, um diese Auffassung zu korrigieren, sondern führte statt dessen mit dem »Poder Popular« (Volks-macht) einen Begriff ein, der noch mehr Illusionen erzeugte. Ende 1982 kursierten bereits Meldungen, wonach das gesamte wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben in den »Kontrollierten Zonen« von gewählten zivilen Gemeinderäten kollektiv organisiert würde, eine »Agrarreform« in Angriff genommen worden sei und die politische Macht in den Händen der »Volksversammlung« liege. Derartige Hoffnungen, die für die Realität genommen wurden, bedürfen der Korrektur.

Es steht fest, daß das »Poder Popular« existiert. Es existiert allerdings nicht in der Form, in der es hierzulande oft kolportiert wird: als parallele zivile Administration neben der offiziellen. Es existiert nicht als souveräner Staat im Staat und schon garnicht als autarke Subsistenzökonomie einer »Befreiten Zone«.

1. Militärisch gesehen verhinderte die wachsende Störkapazität der Armee das Minimum an Kontinuität und gesicherter Infrastruktur, das zum Aufbau und Funktionieren demokratischer gesellschaftlicher Organisationsformen unerlässlich ist. Der Krieg selbst, die für effiziente militärische Operationen notwendige Befehlsstruktur steht logischerweise über dem Anspruch der Volksversammlung.

2. Wirtschaftlich gesehen schränkt dieselbe Störkapazität der Armee die landwirtschaftliche Selbstversorgung mehr und mehr ein. Mit der Strategie der verbrannten Erde, mit dem Exodus des größten Teils der Bevölkerung wird immer weniger angebaut. Der FMLN fängt diesen Produktionsrückgang zwar mühelos auf – in Morazan wird z.B. nach Aussagen aller Befragten heute besser gegessen als vor zwei Jahren – aber er ist gezwungen, Lebensmittel zu kaufen. Die Tatsache, daß die Guerilla in den Randgebieten ihrer Kontrollierten Zone genügend stillschweigende »Lieferanten« findet (gegen Bezahlung natürlich) deutet auf ein wirtschaftliches Konzept, das dem der »befreiten Zone« entgegengesetzt ist, und eine andere Form des »Poder Popular« beinhaltet.

3. Fazit dieser Erfahrungen ist, daß es keinesfalls im Interesse des FMLN sein kann, in seinen Rückzugsgebieten die Zentralregierung ersetzen zu wollen. Der FMLN war zu keinem Zeitpunkt in der Lage, die komplizierten wirtschaftlichen, administrativen, sozialfürsorgerischen Funktionen in den Zonen unter seiner Kontrolle zu übernehmen, und mit der Zentralregierung und ihren US-Dollars in Wettbewerb zu treten. Wollte er dies, dann würde er fatalerweise von den Widersprüchen zwischen Zentralregierung und Bevölkerung der »subversiven Zonen« ablenken, und diese Widersprüche und aus den Ansprüchen der Bevölkerung erwachsenden Konflikte auf die kontrollierten Gebiete ziehen. Würde der FMLN als »Revolutionsregierung« in einem »Befreiten Gebiet« auftreten, müßte er für jeden Versorgungsengpaß, für jedes fehlende Medikament gerade stehen.

4. Gerade weil die wirtschaftliche Autarkie eines »befreiten Gebietes« eine Utopie ist, muß der FMLN in höchstem Maße daran interessiert sein, den wirtschaftlichen Austausch, den »Import« und »Export« in und aus seinen Rückzugsgebieten aufrechtzuerhalten. Er wird keine Grenze zwischen dem nationalen Markt und den kontrollierten Zonen aufbauen, weil er sich damit selbst wirtschaftlich strangulieren würde.

5. Er wird in zunehmenden Masse darauf drängen, daß die Bevölkerung der Zonen, die er militärisch kontrolliert, in Ruhe wirtschaften und leben kann, ohne als »subversiv« verfolgt, ausgebombt und vertrieben zu werden. Er wird es vor allem vermeiden, an der Peripherie seiner Rückzugsgebiete, wo er politisch expandiert, neue »befreie« oder »kontrollierte« Zonen auszurufen und damit der Armee den Vorwand für unterschiedslose Repression und »tabula-rasa-Politik« zu bieten.

6. Mit der neuen Phase erhält auch die Konzeption des »Poder Popular« eine andere Qualität. Die Guerilla muß vielfache Beziehungen mit Gruppen der Bevölkerung unterhalten, die nicht den Volksorganisationen angehören und auch vorerst nicht bereit sind, sich im »Poder Popular« zu engagieren oder dieses überhaupt als legale Verwaltungsform zu akzeptieren. Zu diesen Gruppen gehören kleine und große Händler, von denen die Guerilla kauft, es gehören Bauern, Großgrundbesitzer, Bürgermeister, Lehrer, Pfarrer und Transportunternehmer dazu. In vielen Fällen gibt es, wenn nicht eine aktive Kooperation, so doch stillschweigende Duldungsabkommen und ein Abstecken der Einflußsphären beider Seiten. So kann die Guerilla Macht ausüben und politisch unterwandern oder halblegal auftreten, ohne sich einzubunkern. Sie isoliert sich nicht, kann die Versorgung ihrer Rückzugsgebiete (die sie natürlich nicht aufgeben wird) leichter garantieren, ohne die politische Expansion aufgeben zu müssen.

7. Daraus folgte, daß das »Poder Popular« dort am stärksten wirksam ist, wo es eben nicht als »Regierung einer befreiten Zone« auftritt.

Wer in den verschiedenen Einflußzonen der Guerilla sieht, wie tausende von Campesinos trotz Bomben und verbrannter Erde es vorzogen, in der Nähe der Leute zu bleiben, deren politische Forderungen sie gutheissen, wer sieht, mit welcher Selbstverständlichkeit die »muchachos« von der Bevölkerung in den Dörfern begrüßt werden, die außerhalb der kontrollierten Zonen liegen, ahnt etwas von jenem »Poder Popular«, das nicht auf einen geographischen Punkt in El Salvador zu beschränken ist.

Egal wo und in welcher Form heute ein Salvadorianer etwas zugunsten des FMLN tut, er weiß, daß in diesem Kampf 50.000 Menschen getötet worden sind – und das ist keine Kleinigkeit.

Konkret 08/85, S. 42

GEGENDARSTELLUNG:

Zum Artikel: Erlebnisbericht aus dem Hamburger »Verein Selbsthilfe Deutscher Arbeitnehmer«, der die Arbeiter in zwei Klassen unterteilt: Deutsche und Orientalen. Letztere sollen raus.«

In diesem Artikel sagt »KONKRET« folgendes:

Harder behauptet, 6 Millionen ermordeter Juden kann es gar nicht gegeben haben, weil man die Asche gar nicht hätte wegtransportieren können!«

Diese mir unterstellte Äußerung ist unrichtig.

»KONKRET« sagt weiterhin:

Harder plaudert: »Der Michael (Andrejewski) wird unser neuer Führer!« Diese mir unterstellte Äußerung ist ebenfalls unrichtig.

Hamburg, den 5.6.1985

(Ulrich Harder) HAMBURGER LISTE AUSLÄNDERSTOPP

Konkret 08/85, S. 44

Michael Schilling

Im Namen des Dampffrisierstabs

Ein ehemaliger Agentenführer, der rechtswidrige Aktionen des BND geleitet und dies später dienstpflichtwidrig ausgequatscht hat, klagt das Urheberrecht an den durch ihn bekanntgewordenen Informationen ein. Und das OLG München, unter Juristen auch »Franz Josefs Leibgericht« genannt, gibt ihm recht. Michael Schilling dokumentiert die justizförmige Farce

Am 13. Juni 1985 hat das Oberlandesgericht München den Neuen Konkret Verlag im Namen des Volkes verurteilt,

1. es bei Meidung von Ordnungsgeld und Ordnungshaft zu unterlassen, wörtlich oder sinngemäß Äußerungen des Dr. Hans Langemann, die Inhalt der beiden von dem Journalisten Frank Heigl verfaßten Buchexposes mit dem Arbeitstitel »Operation Eva« sind, zu verbreiten oder auf sonstige Weise an Dritte weiterzugeben;

2. Dem Dr. Hans Langemann den Verletzergewinn herauszugeben, den KONKRET durch die Veröffentlichung von sieben Wortlautzitaten Langemanns in KONKRET 3/1982 gezogen habe;

3. dem Dr. Hans Langemann Auskunft über Gewinn und Verlust der Zeitschrift KONKRET für den Zeitraum vom 1. Januar bis 31. Dezember 1982, aufgeschlüsselt noch Monaten, zu erteilen.

Zur Erinnerung: Dr. Hans Langemann, damals als Ministerialdirigent im Bayerischen Staatsministerium des Innern zuständig für den Staatsschutz, hatte um 1980 dem Nachrichtenhändler Frank Heigl auf Tonband gesprochen, welche Schweinereien der Bundesnachrichtendienst (BND) in jenen Jahren 1957 bis 1970 verbrochen hatte, da Langemann für den BND tätig gewesen war. KONKRET hatte Heigl das Material abgekauft und ab März 1982 veröffentlicht. So konnte unter anderem erstmals detailliert belegt werden, wie der BND wider seinen gesetzlichen Auftrag sog. »Inlandsaufklärung« betrieb. Nach Erscheinen seiner Offenbarungen in KONKRET wurde Langemann aus dem Amt entfernt und wegen der Preisgabe von Dienstgeheimnissen verurteilt.

Das hätte das Ende von der Geschichte sein können. Doch Hans Langemann schlug zurück: Er beanspruchte ein geldwertes Urheberrecht an den von ihm unter Verletzung seiner Dienstpflicht ausgeplauderten Berichten über seine illegalen BND-Aktivitäten. Noch einmal, weil's kaum zu glauben ist: Langemann hatte beim BND rechtswidrige Inlandsaufklärung betrieben; dann hatte er in der erklärten Absicht, damit ein Geschäft zu machen, seine Dienstpflicht als bayerischer Beamter verletzt und einem Journalisten die als geheim geltenden Rechtsbrüche aufs Band gesprochen. Und nun sollte die Justiz für ihn ein Honorar eintreiben.

Das fanden wir zuerst nur komisch. Aber Langemann, der die Eigentümlichkeit der freistaatlichen Juxtiz besser kannte, scheint zuletzt zu lachen. Der 6. Zivilsenat des Oberlandesgericht München (Richter Herbst, Dr. Haß und Dr. v. Ungern-Sternberg) fand einen Weg, Hans Langemann recht zu geben, besser: zu besorgen. Wie das geschah, soll hier dokumentiert werden – mit Auszügen aus den »Entscheidungsgründen«:

Grundsätzlich hat jeder einen durch Artikel 1 und 2 Grundgesetz geschützten Anspruch auf Wahrung seiner Privatsphäre. Zu diesem Privatbereich Dr. Langemanns gehören auch die Äußerungen, die er gegenüber Heigl zu den nachrichtendienstlichen Themen gemacht hat, die in Heigls Exposés behandelt werden. Darin ändert auch nichts der Umstand, daß die Äußerungen Inhalt sog. Autorengespräche waren, die Langemann mit Heigl zur Vorbereitung einer geplanten Veröffentlichung führte

Dienstgeheimnisse gehören also zur Intimsphäre. Gibt's da aber nicht noch diesen blöden Artikel 5 des Grundgesetzes, die Pressefreiheit betreffend? Gewiß doch:

Allerdings ist die Persönlichkeit nicht absolut vor der Aufdeckung ihrer Privatsphäre durch Veröffentlichung von Äußerungen im vertraulichen Gespräch geschützt Insbesondere bei einer Presseveröffentlichung tritt das verfassungsmässig gewährleistete Persönlichkeitsrecht in ein Spannungverhältnis zu der mit gleichem Rang durch das Grundgesetz gewährleisteten Pressefreiheit. Ihr gegenüber ist daher die Reichweite des Persönlichkeitsschutzes aufgrund einer Güter- und Interessenabwägung zu ermitteln Diese Abwägung führt hier dazu, daß dem Geheimhaltungsinteresse des Klägers der Vorrang einzuräumen ist

Nämlich Langemanns Interesse an der Geheimhaltung jener Dienstgeheimnisse, die er gegenüber einem Nachrichtenhändler in einem »Autorengespräch« ausgeplaudert hat. Wolle mr die Richter wieder reilasse? Ritzambä:

Die Exposés behandeln fast ausschließlich Themen aus dem Tätigkeitsbereich des BND und seiner Mitarbeiter in einer vor 1969 liegenden Zeit. Diese Vorgänge gehören einer durch die Neuorganisation des BND im Jahre 1969/70 unstreitig abgeschlossenen Epoche seiner Geschichte an. Der sog strategische Dienst, dessen Tätigkeiten vor allem angesprochen sind, besteht seit 1970 nicht mehr. Soweit es um Mißstände im Bereich des BND und um

rechtswidrige Aktionen (insbesondere verbotene Inlandsaufklärung) geht, handelt es sich ebenfalls um langst abgeschlossene Vorgänge.

Die Vorgänge sind so »unstreitig abgeschlossen«, daß die Geheimdienstpolitiker von CDU und CSU die 1969/70 vom SPD-Kanzleramtsminister Ehmke durchgesetzte »Neuorganisation« bis heute als einen Angriff auf die Sicherheit der BRD verfluchen und die Rückkehr zu den Langemann-Zeiten fordern. Wie ist das also mit den alten Kamellen?

Dies bedeutet nicht, daß Äußerungen Langemanns zu diesen Themen als Bericht eines ehemaligen BND-Mitarbeiters an führender Stelle in der Öffentlichkeit, unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt, nicht erhebliches Interesse finden und auch geeignet sein könnten, die Meinungsbildung über die Rolle des BND im Staatswesen zu beeinflussen

Dies bedeutet jedoch nicht, unabhängig von der Grammatik, daß Langemanns Äußerungen das verlangte Interesse gefunden haben, obwohl die Nachricht über die Veröffentlichung in KONKRET tagelang vordere Plätze in den Sendungen »Tagesschau« und »Heute« belegt sowie zur Einrichtung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses im Bayerischen Landtag geführt hatte. Denn

daß die Bekanntgabe von Äußerungen Langemanns zu diesen, in der Vergangenheit liegenden Themen ein wesentlicher Beitrag zur Meinungsbildung in der Öffentlichkeit in einer bedeutsamen Frage sein würde, kann jedoch nicht festgestellt werden Nach der Rechtssprechung des Bundesverfassungsgerichts muß aber eine Veröffentlichung von Informationen, die durch einen nicht unerheblichen Eingriff in den Persönlichkeitsbereich eines anderen beschafft wurden, grundsetzlich unterbleiben, es sei denn, daß – ausnahmsweise – die Bedeutung der Information für die Unterrichtung der Öffentlichkeit und für die öffentliche Meinungsbildung eindeutig die Nachteile überwiegt, welche der Rechtsbruch für den Betroffenen und für die (tatsächliche) Geltung der Rechtsordnung nach sich ziehen muß Ein solcher Ausnahmefall liegt her jedoch nicht vor

Weil Langemanns Enthüllungen, wie gesagt, keinen Menschen interessieren konnten (wenn man von den Massenmedien, dem Bayerischen Landtag und dem Herrn Generalbundesanwalt mal absieht). Abgesehen also davon

daß ohnehin kein besonderes öffentliches Interesse an einer Veröffentlichung festgestellt werden kann, ist zu berücksichtigen, daß es hier um Informationen aus dem nachrichtendienstlichen Bereich geht, bei dem grundsätzlich gerade auch der Geheimnisschutz im öffentlichen Interesse liegt

Kürzer: Alles war so geheim, daß es die Öffentlichkeit gar nicht interessieren *durfte.* Das Interesse der Öffentlichkeit war einfach nicht im öffentlichen Interesse. Und insbesondere nicht in dem des Hans Langemann:

Der Umstand, daß Langemann seine Verschwiegenheitspflichten verletzt hat, spricht keinesfalls für ein Recht der Beklagten zur Weitergabe seiner Äußerungen, da sie dadurch die Folgen dieses Verstoßes für Langemann nur verstärken können. Langemann ist zudem bereits aus seinem Amt entfernt worden. Gegen ihn wurden ohnehin nach den Veröffentlichungen in KONKRET von den zuständigen Behörden einschneidende Maßnahmen ergriffen .Die gegen ihn eingeleiteten Verfahren können zu weiteren schwerwiegenden Konsequenzen für ihn führen, insbesondere zu einer rechtskräftigen strafrechtlichen Verurteilung.

Hier werfen die Zivilrichter des OLG den Strafrichtern der ersten Instanz, die Langemann verurteilt haben, fast schon Rechtsbeugung vor: Nicht Langemann, KONKRET ist schuld an Langemanns-Vergehen: KONKRET hat Dienstgeheimnisse verraten, die Langemann in seiner Intimsphäre verwahrt hatte. Damit nun Hans Langemann, das schuldlose Opfer einer Willkürjustiz und seines Dienstherrn, Tröstung zuteil wird, soll KONKRET den Schaden ersetzen:

Auf Antrag Langemanns ist KONKRET zu verurteilen, ihm – aufgeschlüsselt nach Monaten – Auskunft zu geben, über den Gewinn und Verlust der Zeitschrift KONKRET für den Zeitraum 1.1. bis 31.12.1982. Langemann steht der geltend gemachte Anspruch auf Schadensersatz zu.

Zur Unterstützung ihrer Rechtsauffassung zitieren die Richter des OLG zwei Entscheidungen des Bundesgerichtshofs: »BGH GRUR 1984, 728/730 – Dampffrisierstab II, BGH GRUR 1974, 53 – Nebelscheinwerfer.« Das aber ist nur halb so erleuchtend wie die ondulierte Rechtsauffassung, die das Münchner Gericht der Presse und ihren Aufgaben zuteilt:

Die Beklagten können sich auch nicht darauf berufen, daß sie durch ihre Veröffentlichung rechtswidriges Verhalten des Klägers aufgedeckt hätten. Um solchem Verhalten des Klägers ein Ende zu setzen und auf Konsequenzen hinzuwirken, hätten ihnen auch andere wirksame Mittel zur Verfügung gestanden.

Im Grundgesetz Artikel 5 finden wir keinen Hinweis, daß der Journalist ein Hilfsorgan der Staatsanwaltschaft oder des Bayerischen Innenministers sei. Aber vielleicht haben wir eine veraltete Ausgabe.

Konkret 08/85, S. 46

Peter Krauß

Jugend ist besonders lohnend

Im Internationalen Jahr der Jugend, das die Politiker hierzulande zu ihrer eigenen Beruhigung begehen, spüren die Jugendlichen in der BRD besonders deutlich die Krise. Wer unter 25 Jahre alt ist, findet nur selten Arbeit. Die Wohlfahrtsverbände profitieren von diesem Zustand.

Auf der Schulbank liegt eine große Puppe. Nacheinander treten die Schülerinnen vor, pressen ihre Lippen gegen die Mundöffnung und schielen erwartungsvoll auf den Brustkasten. Hebt und senkt er sich, beherrschen sie die Technik der Mund-zu-Mund-Beatmung. Aufmerksam blickt der Ausbilder des Schwesternhelferinnen-Kurses den Übungen zu. Die restlichen Schülerinnen starren gelangweilt aus den Klassenzimmerfenstern des Schulhauses im fränkischen Ebermannstadt. Für die Schülerinnen der II. Jahrgangsstufe des »Fränkisch Schweiz Gymnasiums« ist dieser Vorbereitungskurs »eine einzige Zumutung« und »so ziemlich das Letzte«, was ihnen in den Sinn kommt. Doch niemand wagt, die Lehrveranstaltung zu schwänzen. Wer ein »soziales Praktikum«, wie es die bayerische Schulordnung für den sozialwissenschaftlichen Zweig der Gymnasien vorschreibt, nicht nachweisen kann, verwirkt die Zulassung zur Kollektivstufe.

Vierzehn Tage dauert der theoretische Teil des Schwesternhelferinnenkurses vom Deutschen Roten Kreuz (DRK). Anschließend arbeiten die Schülerinnen noch einmal zwei Wochen im örtlichen Rot-Kreuz-Krankenhaus. Der Unmut ist groß. Denn erstmals in diesem Schuljahr müssen die Schülerinnen ihr unentgeltliches Praktikum in den Sommerferien ableisten.

Nicht genug: »Ich erkläre mich bereit, bei öffentlichen Notständen für eine pflegerische Tätigkeit zur Verfügung zu stehen«, heißt es. Weigern sich die Schülerinnen, dies zu unterzeichnen, erkennt das DRK ihnen den Kurs nicht an.

Das DRK kann zufrieden sein: Es spart mit dem Einsatz der Schülerinnen Pflege- und Reinigungspersonal und kassiert zudem am zugrundegelegten Katastrophenfall pro Ausbildung 700 Mark – 1984 an die 5,6 Millionen Mark. Sieben Zehntel davon kommen aus der Kasse des Bundesinnenministers, den Rest schießt die Bonner Hardthöhe dazu.

Das Geschäft mit den jugendlichen Arbeitskräften blüht. Über die Hälfte aller Schwesternhelferinnen ist jünger als 25. Und es läßt sich damit noch weit mehr absahnen. »Der Bedarf von Schwesternhelferinnen bei öffentlichen Notständen«, so das DRK selbstzufrieden, »ist noch nicht annähernd gedeckt. «

Überhaupt »braucht unser Staat die zupackende Mitarbeit der jungen Generation«, schwante es schon früh Bundeskanzler Kohl. Beeindruckt von diesem Gedanken, schrieb ihn der Kanzler gleich dick und fett in seine Regierungserklärung vom 4. Mai 1983. Zumindest was das Wissen anbelangt, ist dem Mann aus Oggersheim klar, daß »die erste Erfahrung der jungen Menschen mit der Welt der Erwachsenen nicht darin bestehen darf, nicht gebraucht zu werden«.

Jene 'Welt der Erwachsenen', eine wahrhaft märchenhafte Metapher für den krisengeschüttelten Kapitalismus, begeht gerade das »Internationale Jahr der Jugend« (IJJ). Für Bundesjugendminister Heiner Geißler, zum Vorsitzenden der »Nationalen Kommission« des IJJ ernannt, besteht die Aufgabe darin, auf »die Probleme dieser jungen Menschen aufmerksam zu machen«. Gegen einen »Jugendtourismus von Funktionären oder irgendwelcher Organisationen« verwahrt sich Geißler mit Nachdruck und finanziert beispielhafte Veranstaltungen: Der Verein »Haus der Berufe« lud im Mai Jugendliche aus vier Kontinenten nach Genf, in Mexiko streiten beim 9. Weltforstkongreß im Juli Jugendliche über das Waldsterben, junge Anhänger der Ökumene beten in Finnland für den Frieden, in Nordirland findet ein Fußballturnier statt, bayerische Bürgermeister stellen sich der katholischen Landjugend dem Kreuzverhör, die Schreberjugend will ihre Beziehungen zu Ägypten ausbauen und der Berufsschulverband Hannover hat zur Feier des Jahres eine Schallplatte mit eigenen Kompositionen angedroht. Bund, Länder und Kommunen lassen sich nach Schätzung des Bundesjugendringes in Bonn dieses jugendpolitische Feuerwerk über fünf Millionen Mark kosten.

Ihr eigenes Bild von der 'Situation junger Menschen' will die Bundesregierung entwerfen. Das vermarktet sie auch in der Öffentlichkeit, die mit Zahlen erfahrungsgemäß leicht zu beeindrucken ist. Jüngste Statistiken der Nürnberger »Bundesanstalt für Arbeit« schweigen von 582.380 arbeitslosen Jugendlichen. In Düsseldorf beim Bundesvorstand der DGB-Jugend hält man das für einen »miesen Scherz«, denn nach eigenen Erhebungen ist »die stille Reservearmee jugendlicher Arbeitsloser bis 25 Jahre an der Millionengrenze angelangt«.

Verschleiert wird die Lage zudem durch »Warteschleifen und Überbrückungsmaßnahmen«, in denen Jugendliche stecken. Eine dieser Maßnahmen ist das sogenannte »Freiwillige soziale Jahr« (FSJ). Seit 1954 der bayerische Landesbischof Hermann Dietzfelbinger junge Mädchen aufrief, »ein Jahr eures Leben für die Diakonie zu wagen«, propagieren Wohlfahrtsverbände und Bundesregierung die »praxisnahe Schule der Mitmenschlichkeit« (H. Kohl).

Für den Kölner Kardinal Frings ist es ein »geschenktes Jahr für die Kirche«, in dem die »fraulichen und mütterlichen Kräfte« geweckt werden sollen. Die Praxis zeigt jedoch, daß mit dem FSJ erst einmal eines geweckt wird: Billigste

Arbeitskraft für die Wohlfahrtsverbände.

Für monatlich 180 Mark »Taschengeld« und teilweise einem Wohngeld- und Essenszuschuß, arbeiten derzeit 12.000 Helfer, zumeist Mädchen, ein Jahr lang bei einer 40-Stunden-Woche, inklusive Überstunden und Schichtdienst. »Christliche Nächstenliebe einmal ganz praktisch« (Bund der deutschen katholischen Jugend) ist für die Wohlfahrtsverbände ein lukratives Geschäft. Allein für die »pädagogische Betreuung« der FSJ-Helfer – beim »Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband (DPWV) beispielsweise 15 Tage im ganzen Jahr – kassieren die Verbände 1985 5,6 Millionen Mark vom Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit.

Eine erhebliche Anzahl von FSJ-Stellen richten die Verbände außerhalb ihrer eigenen Einrichtungen ein. So kommt es, daß Jugendliche auch in privaten oder öffentlichen Einrichtungen arbeiten. Der Träger, die Wohlfahrtsverbände, erhalten von den anderen Einrichtungen ein sogenanntes »Gestellungsgeld«, teilweise über 600 Mark monatlich pro Helfer. Womit die Verbände regelrecht ein florierendes Leasingunternehmen nebenher betreiben.

Mit über 5.600 Stellen hält das DRK das größte, gewinnträchtigste Stück des FSJ-Kuchens in seinen mitnichten makellosen Händen. Als »Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege«, wie sich das DRK preist, will auch dieser Konzern »einen Beitrag zur positiven sozialen Entwicklung leisten«. Botho Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Präsident des DRK und ehemaliger CDU-Bundestagsabgeordneter, versteht den mächtigsten Wohlfahrtskonzern als eine Art »Gemischtwarenladen vom Aderlaß bis zur Zehen-Pflege«. Kein uneinträgliches Krämerdasein, denn allein 1983 verzeichnete das DRK einen Gesamtumsatz von 27 Milliarden Mark. Über 300.000 ehrenamtlichen Helfern stehen wenige Wohlfahrts-Manager mit einem Jahresgehalt ab 150.000 Mark aufwärts gegenüber.

»Heutzutage bestimmen die Kassierer der Verbände die soziale Arbeit«, klagt eine FSJ-Betreuerin beim West-Berliner DPWV. Sie bringt es auf die knappe Formel: »Wohlfahrt ist, was Werte schöpft«. Sogar führende Verbandsmitarbeiter räumen »schwerwiegende Probleme« in der Wohlfahrtspolitik ein. Jutta Mürmann, Leiterin des FSJ-Referates bei der DRK-Bundesgeschäftsstelle in Bonn, ist vom verstärkten Einsatz »sehr vieler ungelernter Arbeitskräfte« besonders in letzter Zeit irritiert. Sie weiß von »Einrichtungen, die sagen, wir können es noch billiger als mit FSJ-Helfern haben«. Sogenannte Nullpraktikanten, die froh sind, überhaupt etwas gefunden zu haben, »nehmen uns immer mehr FSJ-Stellen weg«.

Die Folge sind emsige »Bestrebungen, den Bildungscharakter des FSJ zu verwässern«, befürchtet auch die Berliner DPWV-Kollegin, »indem die sozialpädagogische Komponente stetig in den Hintergrund verdrängt wird«. In der Tendenz zeichnet sich bereits heute ab, »FSJ-Helfer als reine Arbeitskräfte zu betrachten«, weiß Norbert Keßler, Referent im Jugendhaus Düsseldorf. Er prangert den Mißbrauch an, das FSJ »zur Deckung von neuentstandenen Planstellendefiziten zu nutzen«. Aus Kreisen der Bundesregierung sind Bestrebungen einer Herabsetzung der Altersgrenze von 17 auf 16 Jahre bekanntgeworden. Das CDU-Programm »Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit«, beschlossen vom Bundesausschuß am 20. Februar 1984, sieht im FSJ ein Instrument zum Abbau der Arbeitslosigkeit. Einflußreiche Verbands-Manager sähen es am liebsten, schon morgen ein Pflichtjahr für Mädchen, als Gegenstück zum Wehr- und Zivildienst, einzuführen. Bislang traut sich nur noch keiner so recht. Nur Heinz Volland, Vorsitzender des Bundeswehrverbandes: Das Pflichtjahr für Mädchen ist eines seiner Lieblingsthemen. Erst kürzlich forderte Volland wieder den Pflichtdienst von 18 Monaten bei einem Tagesold von 7,50 Mark.

Mit Einführung des Pflichtjahres wären interne Reibereien zwischen Bundeswehrverband und DRK beigelegt: Zwar hat das DRK, wie das Beispiel Schwesternhelferinnen zeigt, ein enormes Interesse an dem Verteidigungskonzept der Bundesregierung, andererseits aber sieht es der Verband mit Genugtuung, daß immer mehr Jugendliche den Wehrdienst verweigern. Je mehr, umso besser, denn das DRK findet für Zivildienstleistende (ZDL) in seinen eigenen Einrichtungen reißenden Absatz. Billigere Arbeitskräfte gibt es kaum.

Im »Mobilen Sozialen Hauspflege Dienst« (MSHD), eine Einrichtung des DRK, die Alte, Kranke und Behinderte direkt in deren Wohnungen betreut, arbeiten zum Großteil nur noch ZDL. Jede Stunde, die ein ZDL im Rahmen des sozialen Dienstes leistet, berechnet das DRK entweder dem 'Kunden' oder dem Sozialamt mit 8,85 Mark.

Ein ZDL, der in aller Regel mindestens einer 40-Stunden-Woche nachgeht, erhält einen Tagessold von 8,50 Mark. Da der jeweilige Träger den Sold sowie sonstige Zuschläge an den ZDL entrichten muß, verdient er im Laufe eines Zivildienstes rund 16.000 Mark pro Person. Doch es kommt noch besser: Nach Paragraph 6, Absatz 2 des Zivildienstgesetzes »wird den Beschäftigungsstellen der Aufwand für die Geldbezüge«, die an den ZDL ausgezahlt werden, »vierteljährlich nachträglich erstattet«. Da es sich bei den 'Soldbezügen' um den reinen Sold (ohne Zuschläge) handelt, verursacht der ZDL den Verbänden weder Lohnkosten noch Sozialversicherungsbeiträge. Doch bei weitem nicht genug der »vorbildlichen Kooperation von Staat und Wohlfahrtsverband« (DRK): Betreuungskosten mobiler Hilfsdienste – gerade bei Altenpflege – sind vergleichsweise gering, zieht man den Finanzaufwand eines Altenheimes heran. Da oftmals das Sozialamt, zur Zahlung dieser Kosten verpflichtet ist, hat sich die Bundesregierung unter lebhafter Zustimmung der Kommunen dem Problem angenommen. Im Zivildienstgesetz ist Vorsorge geleistet: »Den Beschäftigungsstellen können Zuschüsse zur

Entlastung vom Aufwand für Unterkunft, Verpflegung und Arbeitskleidung gewährt werden«. In der Praxis betrifft dies eben jene »Mobilen Dienste«.

Bei solch traumhaften Profiten juckt es jedem Unternehmer der freien Wirtschaft gehörig in den Fingern. Ergo wird er sein Möglichstes daransetzen, mit irgendwelchen Drehs und Tricks auch ZDL-Stellen vom »Bundesamt für Zivildienst« genehmigt zu bekommen, und damit Wohlfahrtsverbände wie freie Wirtschaft gleichermaßen am großen Geschäft an der Jugend partizipieren, achtet die Bundesregierung peinlich genau darauf, daß die Industrie nicht zu kurz kommt. Kohl sprach: »Im Kampf gegen Lehrstellenmangel und Jugendarbeitslosigkeit ist heute ein Handeln ohne Tabus und ohne Besitzstandsdenken erforderlich« und nordrheinwestfälische Unternehmer hoben Sonderprogramme wie das »Bildungsbeihilfegesetz« (BBH) aus der Taufe. Bei Thyssen-Edelstahl in Dortmund finden solche »Trainingsmaßnahmen« nun seit Januar 1984 statt. Bislang 60 arbeitslose Jugendliche, viele unter ihnen mit abgeschlossener Lehre, unter 22 Jahre, holen zwei Tage in der Woche »schulische Defizite« (Arbeitsamt Dortmund) auf. An den verbleibenden drei Werktagen stehen sie bei Thyssen an den Maschinen und werden »in Metallverarbeitung sowie Schleifautomatentechnik unterrichtet«. Mitten in der Produktionsanfertigung. Dem Metallriesen kostet die Arbeitskraft der Jugendlichen keinen Pfennig. Sozialleistungen und ein »Unterhaltsgeld in der Höhe der letzten Arbeitslosenunterstützung« zahlt die Bundesregierung. Nachdem die Jugendlichen, bisher 17.000 insgesamt, im Rahmen des einjährigen BBH an Schleifautomaten standen, sitzen die meisten wieder in den Fluren der Arbeitslosenämter.

Die CDU höhnt dazu: »Eine Förderung der Mobilität von Auszubildenden« ist nach Ansicht des CDU-Bundesausschusses nur möglich, wenn man sich »früherer Traditionen« besinnt und neben »beruflicher Wanderjahre« wieder »Lehrlingswohnheime« schafft.

»Ein enger Zusammenhang von Wirtschafts- und Finanzpolitik verbietet alle Maßnahmen, die der gebotenen Sanierung der öffentlichen Haushalte unvertretbar zuwiderlaufen«. Auf dieser politischen Prämisse fußend, ist es nur logisch, wenn die CDU überall da, wo sie die Macht innehat, nach besten Kräften Maßnahmen fördert, die gar zur 'Sanierung der Haushalte' beitragen.

Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen (ABM) machens möglich: Nach Antworten ringend, was zu tun ist, stottern die mit ihrem Oppositionsdasein vollbeschäftigten Sozialdemokraten dasselbe Lied. Damit auch was gefordert ist, und nichts den Anschein von Tatenlosigkeit erweckt, schrieb die SPD-Fraktion im Bundestag in ihr »Sofortprogramm zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit« einen »vorrangigen Ausbau von AB-Maßnahmen«. Vorrang, so die Genossen, genießen die »Bereiche sozialer Dienste, Sozialpflege, Verbesserung des Angebots öffentlicher Einrichtungen, gemeinnütziger Träger« und auch – wer vergißt sich schon selbst – »Stiftungen«.

Edmund Wronski, westberliner Senator für Arbeit und Betriebe, vergißt sich zwar, wenn er lautstark klagt, daß »nur jeder zehnte Jugendliche in Berlin ausbildungswillig- und fähig ist«, aber diese 'Notlüge' nützt der großen guten Sache. Begründet werden die Jugend-AB-Maßnahmen in West-Berlin, bundesweit einmalig in Form und Größenordnung, damit, Jugendliche müßten zuallererst einmal arbeitswillig gemacht werden. Daher hat das Entgelt der jugendlichen ABM-Beschäftigten »deutlich unter den gewohnten Ausbildungsvergütungen« zu liegen. Über 2.500 Jugendliche unter 25 Jahre, mehr als ein Drittel aller Berliner ABM-Beschäftigten, stecken gegenwärtig in dem Programm des Senats.

Jugendliche machen Botengänge im Rechnungswesen, bügeln Wäsche, wischen Staub in Altenheimen, desinfizieren Matratzen, zupfen Unkraut in Parks, harken Laub auf Friedhöfen, leeren Mülltonnen, bereiten Essen zu, sorgen für eine grandiose 750-Jahr-Feier 1987 schon heute, archivieren Röntgenbilder, zimmerten Gartenzäune für die Bundesgartenschau und transportieren in Krankenhäusern Material und Menschen.

Das Gesetz sieht zwar eine Vergütung nach Tarif vor, doch der Senat umgeht diese Auflagen insofern geschickt, als er den Tariflohn Gartenbau/Forsten, der niedrigste überhaupt, an alle zahlt. Für die westberliner ÖTV wirkt das Jugend-ABM-Programm denn auch als »Füller der Leistungslöcher Berliner Sparpolitik« und fördert obendrein den »Abbau von Arbeitsplätzen« .

Untermauerung findet das Argument, betrachtet man einmal die Entwicklung von Planstellen und AB-Maßnahmen im Bezirk Wedding. 1980 kamen auf 298 Planstellen 90 AB-Maßnahmen. Bis heute sind sechs Planstellen weggekürzt, die Zahl der ABM-Kräfte aber ist auf 212 explodiert.

Nach Abschluß der AB-Maßnahmen, die der Senat als »berufsqualifizierendes Instrument« lobpreist, stehen mehr als 90 Prozent aller Beschäftigten wieder auf der Straße und sind arbeitslos. Ironisch spricht die ÖTV von »ABM-Karrieren« bei Jugendlichen.

Gleiches trifft beim neuen ABM-Programm »Arbeit und Lernen« zu. Künstliche Schulzeitverlängerung kombiniert mit einem Arbeitsdienst sollen darüber hinwegtäuschen, daß Anfang 1985 mehr als 41.000 Jugendliche in Westberlin ohne Ausbildung waren. Neben einem wöchentlich 20stündigen Arbeitseinsatz, sitzen die Jugendlichen weitere 20 Stunden auf der Schulbank. Qualifizierende Weiterbildung findet nicht statt. Was den Teilnehmern des Programmes »Arbeit und Lernen« monatlich in der Lohntüte bleibt, langt gerade fürs Fahrgeld, ne Stulle und ne Coca.

Der westberliner Senat hat in Sachen Geld bessere Aussichten. Er läßt sich alle Maßnahmen, die auch nur im entferntesten mit beruflicher Bildung zu tun haben und über einen Zeitraum von einem halben Jahr laufen, aus dem EG-Sozial-Fond refinanzieren. Widerrechtlich, denn Mittel aus dem Fond dürfen nur für zusätzliche Bildungsinitiativen verwendet werden.

»Die Heilsbotschaft des Sozialstaates«, so wetterte Ulf Fink, Sozialexperte der Berliner CDU vor Kollegen, »kann immer weniger eingelöst werden«. Er ist einer jener christlichen Vorreiter, die den Sozialstaat umbauen wollen. Wie das vonstatten gehen soll, hat er auch schon ausgetüftelt: Unter einer »breiten Zustimmung in der Bevölkerung«, hält er »freiwillig soziales Engagement und ehrenamtliche Sozialarbeit« für eine »Bereicherung des Einzelnen«. Denn: »Nicht-Leistung zu belohnen, wo Leistung möglich wäre, nimmt dem Menschen ein beglückendes Lebensmotiv«.

Wer sich etwa Aktionen wie »Helfen kann jeder« nicht freimütig anschließen kann, dem hilft, sofern Sozialhilfeempfänger, das zuständige Sozialamt auf die Sprünge: »Hilfe zur Arbeit« heißt ein entsprechendes Programm der Behörden. »Jeder Hilfesuchende muß seine Arbeitskraft zur Beschaffung des Lebensunterhaltes für sich und seine unterhaltspflichtigen Angehörigen einsetzen«, haben die Gesetzgeber im »Bundessozialhilfe-Gesetz« (BSHG) ausdrücklich bestimmt. Im Einzelfall ist es laut BSHG sogar erforderlich, »einen arbeitsentwöhnten Hilfesuchenden an die Arbeit zu gewöhnen«.

Ein Drittel aller Sozialhilfeempfänger, 876.046 Personen, war 1982 unter 25 Jahre. Wie das Statistische Bundesamt in Wiesbaden unlängst bekanntgab, nahm der Anteil der jugendlichen Bevölkerung, die ihren Lebensunterhalt durch Erwerbstätigkeit bestreitet in den letzten zehn Jahren um 16 Prozent ab.

1983 lag die Gesamtzahl der zur »Gemeinnützigen zusätzlichen Arbeit« verpflichteten Sozialhilfeempfänger bei über 50.000. »Verweigert ein Sozialhilfeempfänger die Aufforderung zur 'zusätzlichen' Arbeit«, protestiert Ingrid Hildebrandt von der Frankfurter Arbeitslosen-Initiative »Sozialpower«, »sperrt ihm das Sozialamt die Zahlungen«. Spätestens hier, so sind sich Sozialwissenschaftler und Betroffene einig, beginne die »Zwangsarbeit«.

Die ist keine neuzeitliche Erscheinung der Arbeitsmarktpolitik: Schon im Gesetz über die »Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung« (AVAVG) aus dem Jahre 1927 ist die Möglichkeit zur Pflichtarbeit für Jugendliche gegeben. Knapp vier Jahre später, 1931, lag die Zahl der Zwangsarbeiter bei 50.000 Personen. Im 3. Reich wurde das AVAVG zum Instrumentarium militärischer Arbeitseinsätze .

Solch ein historischer Hintergrund hinderte die CDU/CSU-Bundestags-Fraktion nicht zu fordern, der Staat müsse »ein Klima schaffen, daß die Sozialpartner ihre Gemeinwohlverpflichtungen wahrnehmen«. Verweigern sich diese, so die christlichen Regierungsparteien, »müßte dies für staatliche Verantwortungsträger die Frage nach dem Ausmaß von Allgemeinverbindlichkeitserklärungen von Tarifverträgen auslösen«. Letztlich stelle sich spätestens dann auch »die Frage der Zumutbarkeit angebotener Arbeit für längere Zeit Arbeitslose (Empfänger von Arbeitslosen- und Sozialunterstützung) anders«. Vor einem Jahr beschloß der CDU-Bundesausschuß, »verstärkt von den im Sozialhilferecht vorgesehenen Möglichkeiten Gebrauch zu machen«. Insbesondere seien die »Gelegenheiten zu gemeinnütziger und zusätzlicher Arbeit für Sozialhilfeempfänger zu schaffen«.

Während die einen innerhalb der Kasernen arbeiten, werden andere Sozialhilfeempfänger kaserniert: Nichtseßhafte. »Weigert sich jemand trotz wiederholter Aufforderung beharrlich, zumutbare Arbeit zu leisten, räumt das BSHG nachdrücklich die Möglichkeit ein, den Betreffenden »zur Arbeitsleistung in einer von der Landesbehörde als geeignet anerkannten abgeschlossenen Anstalt unterzubringen« .

Nach Schätzung der Bielefelder »Bundesarbeitsgemeinschaft für Nichtseßhaftenhilfe«, schnellte die Zahl der Nichtseßhaften in den letzten Jahren rapide auf 100.000 Personen an. Mehr als 30.000 von ihnen sind jünger als 25 Jahre. Die Arbeiterkolonien hierzulande haben zusammen 1.350 Pflichtarbeitsplätze. Dort fertigen jeweils 40 bis 300 Personen, die absolutem Arbeitszwang unterliegen, Sicherheitsschlösser, Kabelbäume oder Möbelteile für private Wirtschaftsunternehmen. Bei einem 8-Stunden-Tag liegt das Entgelt der Arbeiter zwischen drei und sieben Mark. Sozialabgaben werden nicht abgeführt.

»In einer Nichtseßhafteneinrichtung mit 58 Personen«, so teilte die Landesregierung in Niedersachsen auf eine Anfrage der Grünen mit, liegt die »Kostenersparnis bei jährlich 137.000 Mark«. Was hier als 'Kostenersparnis' aufgeführt wird, ist in Wirklichkeit der Gewinn einzelner Unternehmer. Da der Tageslohn laut Gesetz als Einkommen gilt, müssen die Arbeiter einen Teil davon an das Sozialamt abgeben. Ihnen bleiben monatlich 87 Mark an Arbeitsleistung sowie ein gesetzliches Taschengeld von 45 Mark.

Konkret 08/85, S. 52

Horst Tomayer, Ernst Kahl

Kolumne

Anzeige

Leider ist mit dem

Kapitalismus, der gegenüber

dem Feudalismus (um mal

von der Sklavenhalterei

ganz zu schweigen) auch

nur ein Rotzlöffel ist, dem

mal die Ohren langgezogen

werden sollten, überhaupt

nicht zu reden

geschweige zu spaßen.

Deswegen müssen wir ihn,

sofern es uns nicht zu gut

geht in ihm, abschaffen

beziehungsweise vernichten.

Wer nicht mitmacht, hat

sich die Folgen nach § 7

EStG selbst abzuschreiben.

Hallo, Freunde, das Leben ist lebenswert!

Drei Monate, einen Sommer lang, Redaktionsgäste bei KONKRET. Wie das Gesetz des Kultur-Rotariats es befahl. Eine herrliche Zeit. Die verging. Wie? Im Fluge. Aber bei Gott nicht.Villa Massimo. Sondern ehrliches Handwerk in Vierundzwanzigstundenschicht. Nun heißt es Abschied nehmen. Von Dir, liebe Leserin, von Dir, lieber Leser. Ihr beide wart uns Aufgabe und Ansporn, unsrer Bemühung Adressat wart Ihr und unsres Fleißes mehr als Wert. Wir, auch nicht mehr die jüngsten, haben schon für so manche geschrieben und gemalt, gedichtet und gezeichnet. Jedoch nie war es so schön, wie mit Euch! Soo viel wird gelogen auf der Welt. Doch dies, unser Schlußwort, kommt aus reinem Herzen: Ohne Euch, Ihr Lieben, hätten wir das nicht geschafft. Darum an Euch ein einfaches, unprätentiöses, argloses DANKESCHÖN! (daß wir's nicht vergessen: Spinoza hat, oder war's Hegel? Quatsch Schopenha.. . egal, es hat jedenfalls jemand gesagt »Die Welt ist soo groß, und muß doch durch unsern kleinen Kopf hindurch ! « Und eben dieses wuchtig wahre Wort hat uns zu zwei persönlichen Petitessen ermuntert, die wir jeweils namentlich zeichnen. Gesundheit, (ohne die der Frieden auch nur die Hälfte wert ist) und ein bißchen Glück im Klassenkampf wünschen wir uns und Euch

Ernst Kahl & Horst Tomayer

Die Anleger legen ab

Aus dem »Penthouse«, wo Rolf Hochhuth »Literatur« »betreut«:

Papadopoulos war der griechische Putschist, der 1967 Panzer auffuhr und für Ruhe, Ordnung und ein rechtes Regime sorgte. Pinochet ist jener chilenische Putschist, der im September 1973 den Sozialisten Allende zum Abgang per Suicid zwang. Die Börsen von Athen und Santiago erlebten daraufhin Orgasmen. Die Kurse selbst der obskursten Nebenwerte explodierten. Vierfaches, achtfaches, selbst zwanzigfaches Geld war an der Tagesordnung Und jeder durfte ganz dabei sein. Denn selbst der Kleinsparer Obermoser aus Hinterpfaffenhofen hätte aus zehn Mille Erspartem Hunderttausend Mark oder auch das Doppelte machen können. Und das vollständig ohne Risiko. Es gibt auf der ganzen Welt keinen sichereren Aktientip als ein Militärregime. Ein rechtes, notabene. Wenn die Linksoppositionellen im KZ verschwinden, wenn Schweden die diplomatischen Beziehungen abbricht, und wenn der Heimatdichter aus den Slums der Hauptstadt den Nobelpreis für Literatur erhält: Anleger, dann ist das eure Stunde. Bitte, jetzt nicht komisch werden, Gefühle haben an der Börse nichts zu suchen und mit Geldverdienen nichts zu tun.

Ja, der *Doktor Paul C. Martin,* der SS-Mann unter unsern Geldschriftstellern. Mit acht-prozentigen Sparbüchern wischt er sich nicht den Arsch. Strohsackverzinstes? Wüstenrot? Mietbeihilfe? Kindergeld? Vom Munde Abgespartes? Alles nicht der wahre Leib Christi. Nein, seine Anteile am Geldgeschehen dürfen nix Inferiorisches haben, die müssen durch Stahlbäder, blitzsaubere, gegangen sein und durch vernünftige Gemetzel, und müssen, apropos non olet, allerdings nach Blut riechen. Der Profit muß Rasse haben. In diesem Sinne: SS. Und: Geil muß das Geld machen, gell, weil woher sonst nehmen und nicht stehlen, die Orgasmen der Börsen, die in den Lenden der Investoren nachzittern. Lütt wie eine Figur von Hummel, eine Pausbackmutti unter Ehevertrag und vier putzige Kegel in Aufzucht, strahlt der Martin gelegentlich vom Fotto über die Backen wie der Krügerrand, aber, wenn einem Anleger angesichts des KZ-Stadions von Santiago oder eines hundert per Cent sprach- und gehunfähig zerschlagenen Junta-Opfers das schlechte Gewissen ausbricht, dann versteht er keinen Spaß. Weil, bitte nicht komisch werden (aber nein, wer wird denn), Geld ist das eine und Elektroden am Hoden das andere, und beides hat miteinander null zu tun. Und so sitzt so ein Früchtchen, dem mit absolut abgehangenem Schmunzeln Kehlkopf-, Dickdarm-, ach was, der ganze Krebskonzern, zu wünschen wäre, hülfe es doch nur, schon jahrelang ohne dicke Backe unterm Watschenbaum und hat schon wieder ein Buch geschrieben für das schwarzblaugelb wählende Abschreibe-Gesindel: »Cash – Strategie gegen den Crash«. Aber hatte gerade noch der Stadtschreiber von Soweto den Nobelpreis gekriegt und war ein Investitionshoch aufgezogen über die durch KZs vor Übergriffen geschützten Börsen, so schaut jetzt der hausgemachte »Crash« zum Fenster von Dr. med. jur. dent. oek. ing. Bungaloff rein. Der »Crash« ist dem M. nichts weniger als »das Ende der Weltwirtschaft«, also so was wie Entropie im Portmonnee, aber bäh ist das natürlich nur für M's Klientel, die Anleger, und, logo, kann nur und muß nur denen geholfen werden:

»Es gibt nur eine Regel, wie sie physisch das kommende Desaster überleben werden: Machen Sie sich so klein und unauffällig wie nur möglich! Und zwar sofort! Das ist nicht einfach zu befolgen, zumal es zu jeder Vor-Crash-Phase gehört, daß ungeheure Gewinne gemacht werden, die man schließlich auch gern zeigen möchte. Das um so mehr, als in der Schlußphase der Aufschuldung auch noch die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird! Gerade vom Staat erwarten sich die Ärmsten ja am meisten, und wenn das dann nicht funktioniert, weil der Staat die Ursache des Problems ist und nicht seine Lösung, dann beginnt – der Bürgerkrieg! Die wichtigsten Überlebensregeln lauten also: Keinerlei Wohlstand demonstrieren! Wer sich heute noch – da die Katastrophe unmittelbar bevorsteht – einen Mercedes bestellt, spielt mit seinem Leben Jede selbstgenutzte Immobilie, die aufreizend ausschauen könnte, sofort verlassen! Lassen Sie solche Häuser lieber leerstehen, als daß Sie darin wohnen bleiben. Verlassen sie den öffentlichen Dienst! Jede große Katastrophe braucht 'Schuldige'. Ob Adel, Junker, Juden. Eine 'gesellschaftliche Gruppe' wird wieder mal dran glauben müssen, ob es ihr nun paßt oder nicht. Dieses Mal bieten sich besonders die Beamten und die auf sicherem Posten sitzenden sonstigen öffentlich-rechtlichen Beschäftigten an. Die Wut auf diese Gruppe wird sich um so schneller artikulieren, je zäher sie auf ihren Privilegien und Fest-Einkünften beharrt. Leben Sie auf dem Lande! Die Revolution ist ein zutiefst urbanes Phänomen. Ideal: Das Schiff ! Wer es sich irgend wie leisten kann,; sollte sich ein Schiff kaufen, mit dem er in den schlimmsten Phasen das offene Meer erreicht.«

Was ein Film: BRD-Boat-People: SOS. Untertitel: Die Anleger legen ab. Aber auch Hoffnung: »Da das heutige Industrie-System todgeweiht ist, verdienen Sie ganz sicheres Geld beim Zusammenbruch der Aktienkurse«. Und so wird's dann doch wieder fesch beim Crash: Adel, Junker, Juden, die Beamten und die Öffentlich-rechtlichen haben zwar dran glauben müssen, aber die Gattung Anleger überlebt. Rasse. SS. '

Jetzt mal ganz ehrlich, auch wenn's nur auf ein Wort ist

Zehn Jahre vor seinem hundertsten Geburtstag war Ernst Bloch mit Hans Mayer und dem Gatten von Inge Jens, die langen Mut (hohoho) bewies beim Pershing-Ausschimpfen in der Nekrolog-Redaktion vom Fernschaun zugange. Und alle drei redeten. Aber kein böses Wort über das Frittenfettsyndrom, das Hutschachtelkino und den mittelalterlichen Besitztitel am Elektronenrechner. Sondern es waren drei Lokführer befaßt mit der Schiene an sich. Kaum war das im Revival vorbei, unterhielten sich in der »Frankfurter Rundschau« zwei weitere über Bloch: Der Manfred, 40, Philprof in Genf, und der Hans-Martin, 41, Redaktör bei der Zeitschrift »Psyche«. Der Hans-Martin meinte in seinem Brief am 31. Mai, daß sich aus den »Vernichtungsorgien des 20. Jahrhunderts kein Sinn pressen« ließe, von wegen Prinzip Hoffnung, und er, rein

persönlich, würde dann doch lieber »mit dem ganz unspektakulären Pessimismus Adornos und Anders« weiterkommen wollen. »Herzlich Hans-Martin.« Der Manfred meinte drauf am 16. Juni, daß ihm »die Fortsetzung unseres belebten – im Wortsinn peripatetisch beim Wandern durch die Genfer Campagne geführten Gesprächs – leichter fallen« tät »gegenüber dem monologischen Gebeugtsein über die Schreibmaschine, die mir nicht gleich Deine Gedanken und Einwände übermittelt!« Und daß er ja nicht sagt, »daß die Hoffnung die Welt verbessern wird«, aber daß er behauptet, »daß, wer sie völlig verleugnet, entweder vom blinden Drang nach vorne getrieben wird, dessen Irreflexivität nicht seine Inexistenz beweist, oder dem Nein gegenüber dem Verblendungszusammenhang nicht mehr die Dimension der Obligation und der Zukunftsverbundenheit abgewinnt, die gar nicht verhehlen kann, an ihrem Ursprung zu sein, sofern dies Nein ein ethisches Fundament hat.« Der Hans-Martin pfiff dem Manfred darauf am 21. Juni, daß wir »ich meine: die Linken« nichts anderes brauchen als wie »Theorien, die ohne Schönfärberei uns erklären können, warum, nach welchen Gesetzen sich diese Gesellschaft so und nicht anders reproduziert« und der Manfred fuhr ihm am 27. Juni retour, daß »Dein Antwortschreiben – vielen Dank dafür! – auf einen so maßlos überfüllten Schreibtisch (geweht sei), daß nur das gegebene Wort, das näherrückende Jubiläum und die Liebe zum 'Alten' mich zum Unmöglichen dieser vorderhand letzten Reaktion auf Deine stimulierenden Fragen vermögen« (muß natürlich heißen: zu stimulieren vermögen, na, egal). Und da wär's eben so, daß er ihm die Frage nicht ersparen könnte, »ob Du Adornos diagnostische Genauigkeit trockenen Auges so hoch vor Blochs unscharfen (mehr durch expressives Feuer als durch ihre Luzidität strahlenden) Beiträgen zur Gesellschaftstheorie auszeichnen willst?

Dein Manfred.«

Alles clearo,

allles claro.

Ich les' Lenin,

du liest Bahro

Es war (vom Dichten ausspannen!) vor vier Jahren, winters, auf der Insel Teneriffa, im Süden, wo's sonnig ist (im Norden, Puerto de la Cruz und so, da regnet's oft!), in einer touristischen Flachbausiedlung mit Gastwirtschaftsanschluß. Am sogenannten Nebentisch berufsberlinisches Macker-Gebrüll, Kommunisten – weg damit, Hausbesetzer – vergasen, das ganze Jägerlatein einmal rauf und einmal runter. *Die zu* dritt, *ich* allein. Kein Marx da, kein Bloch, kein Manfred kein Hans-Martin, kein Lenin – was tun? Von wegen Verblendungszusammenhang... Ich, hallo!, rüber zur Naziblase und dem ärgsten in der Horde, einem albinohäutigen mit Fadennudelbart, auf die Pelle gerückt inclusive Umarmung. Jenau, abba jenau, verjasen det Jesindel, jenau, plärrte ich wacker (jawohl, wacker!) mit und ließ, Atlantikfisch hatte ich mittags gegessen und Tomatensalat mit viel viel Zwiebeln, einen nach dem andern fliegen, fürchterliche Fürze, daß sie selbst mir, ihrem Hersteller, den Atem nahmen, wie es in der gleichnamigen Wendung so schön heißt, und während weiter geschwelgt wurde am Tische, in Umbringvisionen, und das Killen und Zermatschen von Mitmenschen die, wie es in der Wendung so schön heißt, fröhlichste Urständ feierte, furzte ich diesen Haufen, pfhhhat, pfhhhat sorgfältig zu, oder, wolln mal sagen, ich vergaste sie aufs menschlichste. Und so entzückend: Wie sich der Mitmensch doch redlich seiner, wie es in der Wendung so schön heißt, »Unmenschlichkeit« befleißigt, und derbei es aber nit wagt, gegen den Geruch am Tische verbal einzuschreiten.

h.t.

Maß für Maß

Mein Bruder Scharli, er hat es vom Säugling zum Schulrektor von Seekrug gebracht, verdient es gewiß nicht, ein Kain genannt zu werden, wie ich auch nicht auf der Grille, dem Widerpart der Ameise in der Fabel, beharre. Und doch. Aber lesen Sie selbst. Ich war dreizehn, im hohen Norden, südlich der Ostseeküste, aber Scharli, mein Bruder, fünfzehnjährig, zeigte nie das geringste Interesse für, geschweige meine Kunst. Ich malte damals nach. Sie wollen Namen? Gut: Den Symbolisten Odile Redon. Und hatte grade wieder einmal ein Bild fertiggestellt, da kam mein Bruder zu mir, mit Zollstock, maß und sprach endlich scheinheilig wie die Schlange in der Genesis: Aah, was ein schönes Bild, das interessiert mich, kann ich's kaufen? Das Bild war nicht klein, sechzig mal achtzig Zentimeter und aus starkem Sperrholz. Es war mein erstes, das ich verkaufte. Aber mehr als über den guten Preis von fünf Mark freute ich mich, aus Kunst-Saul Scharli einen Paulus gemacht zu haben.

Wenig später sah ich ihn das Bild in zwei gleichgroße Teile zersägen. Sie paßten haargenau als Zwischenborde in die linke Seite des großen, schwarzen Buffets, wo er dann seine Insekten- und Käferkästen aufbewahrte.

E.K.

Konkret 08/85, S. 58

Christian Hauschildt, Werner Schartel

Im Bett ist alles viel leichter

Original oder nachgeäfft? Macht Peter Zadek jetzt Anleihen auf St. Pauli, oder erfrecht der Kiez sich, dem Hamburger Schauspielhaus Konkurrenz zu machen? Heftige Verwirrung! Wer beklaut wen?

Was ist Original und was nachgemacht? Fragte sich, wer Peter Zadeks Inszenierung von John Hopkins' »Verlorener Zeit« im Hamburger Schauspielhaus gesehen hatte und danach ins *Colibri* auf St. Paulis »Große Freiheit« ging. Die Kunscht kobert neuerdings mit Nuditäten ums Publikum. Der Kiez spannt witzigerweise die Kunscht vor den Nuditätenkarren, logo dito der Kohle wegen. Preisfrage: Wer beklaut wen?

Wenn es um Schlüpfer-Spektakel auf der Bühne ging, war Peter Zadek nie ein affentittengeiler Gag zu schade. Schon immer ließ er, der Kollege Kraftmeier, die Theatersau raus: Shakespeare und zwar was ihr wollt: Kübelweise Kunstsperma im »Wintermärchen«, Petting im »Othello«, Schleim bei »Hamlet«. Das sogenannte pralle Leben sollte es sein und der Intercity-Anschluß an die toten Klassiker-Bahnhöfe von Provinz und Tradition. Herrgottayeah, da wackelte der Eiserne Vorhang vor lauter Aufregung. In seiner Hamburger Inszenierung der »Verlorenen Zeit« trieb er die Speisung des verklemmten Abonnements im anständigen Anzug und im kleinen Schwarzen auf die Spitze: Schwänze, Fotzen, ficken, vögeln – eine gratismutige Maulhurerei, daß der Stuck im Foyer errötete. Aber man kam, zahlte und tuschelte: Toll, nä? Nacktes Fleisch in der Klassikermenagerie, zackzackzadek: Sex und Crime, Sado, Maso, Blut und Tränen, einmal rauf und einmal runter. Im Schau-, nicht im Showspielhaus, mit dem Theaterarzt an Bord und Feuerwehrleuten und weit und breit kein Pißgeruch und kein Loddl. Nur anständige Bürgersleut im Rund.

Während nun der Zadek sich ziemlich erfolgreich bemüht, seidenfadendünne Tabus zu zerreißen, ist man auch auf dem Kiez nicht faul. Und macht sich Gedanken, wie man die durch äußersten Porno dumpf und rigideste Lifefickshows übersättigten Sehleute als Kundschaft reaktivieren kann. Wie? Das wollten wir wissen.

Ein naßkühler Sonntagnachmittag. Totes Neon überall. Riesige Münder und üppige Brüste müssen noch darauf warten, zur schreiend bunten Fassade allesversprechender Einladungen zu werden. Noch schläft die »Große Freiheit«. Wer jetzt noch unterwegs ist, braucht keine Wegweiser mehr, die Übriggebliebenen der letzten Nacht haben mit sich selber genug zu tun.

Im *Colibri* ist es gemütlich und warm. Die Revuetruppe macht gerade Pause, plaudert, ißt Törtchen. Es wird viel gelacht. Jeff, Cuca und Goran entspannen sich von der harten Probenarbeit, die Bühne ist leer. Wir beobachten die Vorbereitungen für eine neue Show. Nur drei Minuten dauert die Musik, an deren Choreographie die Truppe gerade arbeitet. Drei Minuten, und doch kommt es ihnen vor wie eine Ewigkeit. Schon seit Stunden experimentieren sie an Bewegungs- und Schrittvariationen. Aber was hilft's, zum werweiß dreiundsiebzigsten Mal läuft das Band an.

Cuca sitzt wieder erwartungsvoll auf ihrem Barhocker unter der spiegelnden Glitzerkugel, spielt mit der Mikrophon-Attrappe und wartet auf ihren Einsatz. »I am, what I am« dröhnt es aus den Boxen ins leere Cabaret. Wie vor einem erwartungsvollen Publikum tigert sie von ihrem erhöhten Platz herab und bewegt sich singend, als sei es ihr Song, auf die Bühne zu. Dieser Teil klappte von Anfang an. Cuca ist Profi, Tänzerin aus Argentinien und der Star der Show.

Auf der Bühne angekommen, fängt das Problem an, das bis Freitag gelöst sein will. Jeff arbeitet mit der Truppe daran, ihr die Choreographie nicht nur in Köpfe und Beine zu bringen, gemeinsam müssen sie zu dieser traumwandlerisch sicheren Einheit werden, die wie eine Person tanzt, sich blind versteht und die Anstrengungen der Arbeit augenzwinkernd verschwinden läßt.

Außerhalb der Saison hat das *Colibri* sonntags geschlossen. Es wird geprobt. Nach ein bis zwei Jahren spätestens muß die Show wechseln, weil der Geschmack des Publikums sich ändert oder Trends dazu zwingen. Teile der Show müssen ausgetauscht werden, wenn Tänzerinnen weggehen oder Bühnen-Paare platzen. »Das Problem ist nicht nur, die Show auf die Buhne zu bringen, das Problem ist es auch, sie auf der Bühne zu halten«, sagt Jeff.

Und das genau ist sein Job: Die Show ersetzen, variieren und ständig verbessern. Es gibt nichts Langweiligeres als die Show von gestern. Nach Jahren als Tänzer an der Pariser Oper und einer Zeit im »Maxim« ist er auf Umwegen schließlich hier auf St. Pauli gelandet. Mit sechsunddreißig Jahren ein Energiebündel, dessen Medium neben einer perfekten Körpersprache seine kaskadenhafte Art zu reden ist. Nicht einen Moment sitzt er ruhig, die Show muß am Freitag laufen, noch geht sie an Krücken.

Von Goran fordert er vollen Einsatz. Der aber hätte es lieber etwas gemütlicher, am Sonntag allemal. Bei der ersten Hebefigur geht nichts mehr. »Ich bin doch kein Heber!« stöhnt er und mault. »Wenn ich einen Heber bräuchte, würde ich einen Kran bestellen«, meint Jeff. »Du mußt das mit Trick, nicht mit Kraft machen!«

Durans eigentliche Arbeiten im Colibri sind die Bühnenficks, ja die Bühnenficks, im sexualwissenschaftlichen Essay und im feministischen Seminar so was von diskutiert, hier heißen sie schlicht »Aktnummern«. »Im Bett ist alles viel leichter«, scherzt Goran, für den die neue Revue sein Debüt als Tänzer sein wird, »sonst nur in der Disco, Mann«.

Viermal pro Abend und das sechs Tage die Woche bringt er seine Fickshows, »lacht aber nicht, wenn's nicht klappt!«. In der neuen Revue wird er »nur aus Spaß, nicht wegen der Kohle!« mittanzen. Es dürfte eng für ihn werden. Vorher konnte er zwischen seinen Nummern in der Garderobe ein wenig dösen, das ist nun vorbei. Trotz seiner guten Laune sieht er müde aus. Die aus Personalmangel und Budgetknappheit resultierende neue Aufgabe für Goran fängt zunächst alles andere als lustig an.

»Das muß dir in der Brust weh tun!« ruft Jeff ihm zu, als Gorans Armbewegungen ihm nicht dynamisch genug kommen, »dein ganzer Körper muß dabei sein, das Becken mehr sexy, so, volle Pulle!« Jeff macht es ihm vor, doch Gorans Bewegungen geraten eher zum müden Flattern eines unterkühlten Schmetterlings. Das ist doch ein Unterschied zwischen einem Bühnenfick und dem tänzerischen Ausdruck erotischer Energie. Doch Jeff zeigt nicht seine verzweiflungsnahe Geduldsgrenze. Als Profitänzer sind ihm Gorans physische Grenzen bewußt, was hilft's? Bis Freitag muß es klappen, ob nun mit Kraft oder mit Trick.

Beim nächsten Durchgang wird die letzte Hürde nur angedeutet, die Konzentration liegt schon auf der nächsten Schwierigkeit: wieder knapp daneben. Cuca springt federnd ab, doch mehr als sie gerade noch zu halten, ist für Goran nicht drin. Was leicht und schwerelos aussehen soll, gerät zu verzweifelten Abwehrgesten gegen einen Erdrutsch.

Cuca lacht. Das steckt an. Ohne den Spaß miteinander wäre das alles sowieso nicht zu schaffen. Das Leben mit dem Kompromiß ist Jeffs Alltag. Fertige Tänzer sind teuer. So muß er immer wieder Neue integrieren, was bedeutet, präzise zu beurteilen, wo er jemanden noch hinkriegen kann oder ihn lieber an weniger auffälligem Ort der Revue einsetzt. »Wenn du nicht tanzen kannst, dann lächle wenigstens, dann sehen dir die Leute ins Gesicht und nicht auf die Füße!«

Pause. Frischer Kaffee, neue Törtchen. »Ausländer raus« ist draußen auf den Hauserwänden zu lesen. Eine Argentinierin, ein Franzose, ein Jugoslawe, eine Brasilianerin und eine Deutsche proben für ein Publikum, das sich bald busladungsweise aus Dithmarschen, dem Ruhrpott, der Oberpfalz oder sonstwo über den Kiez ergießen wird. »Eine Show auf St. Pauli, das ist wie Marzipan aus Lübeck.« Zur nahenden Saison werden die Mühen und Schwierigkeiten nicht mehr zu erahnen sein, die die Tänzer jetzt auf Spanisch miteinander diskutieren. Das freundliche Gefühl füreinander läßt aus Fehlschlägen keine Krisen werden, es wird schon werden.

Zur Abwechslung probt Cuca eine ihrer Solo-Nummern. »Cat People« von David Bowie. Sie faucht und bewegt sich wie ein Panther. Das ist nicht mehr Probe, das ist freie Wildbahn. Wenn's kommt, ist es egal, ob da vier Leute sitzen oder dreihundert lüsterne Gäste. Die Freude an der Bewegung, Verliebtheit in den eigenen Körper, die Lust sich zu zeigen: sie tanzt für sich, bis sie schweißnaß aufhört. Jeff ist zufrieden.

Inzwischen ist es Abend. Verirrte St. Pauli-Bummler schauen kurz rein, gehen schnell wieder. Müdigkeit zählt nicht, Jeff ist unerbittlich. Der Druck wird erst nach der Premiere von ihm fallen. Er allein weiß, was noch fehlt, wo's noch hakt: bei der Choreographie, der Beleuchtung, den Kostümen, den Requisiten, dem Bühnenbild, der Musik. Er kümmert sich um alles. Kauft Stoffe, geht zur Schneiderin, bespricht mit Tischlern und Elektrikern die noch anstehenden Arbeiten. Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut, und Paris liegt an der Seine und Hamburg immer noch an der Elbe. Und wenn's am Ende nur die Perfektion eines Wanderzirkus ist, die dabei herauskommt: Revue bleibt Revue. Und der Versuch, den Traum der großen Show-Welt in die Große Freiheit zu bringen, gerät zu harter Arbeit. Die nächste Sequenz bringt statt Traum nur unruhigen Halbschlaf. Jeff zählt laut die Takte, sieht auf die Bewegungen der Tänzer. »Für meine Choreographie hab' ich vorerst keine Zeit, ich lauf 43 mal im Kreis.« Doch das macht er gekonnt, so perfekt, daß man sich keine Bewegung als zufällig oder improvisiert denken mag.

Die Spannung ist raus. »In die Sauna oder gleich zum Chinesen?« Wieder in Straßenkleidung wird die Kluft zwischen ihren Bühnenrollen und ihrer jetzigen entspannten Lockerheit geradezu grotesk: Alltagsprobleme, Klatsch und Spaß bei einer letzten Zigarette. Vorm Bühnenausgang albert Cuca mit ihrer Plastiktasche. Wir verabschieden uns. Und kämen die drei uns jetzt auf der Straße entgegen, wir könnten sie kaum von = Bummlern unterscheiden.

Am Montag hat Jeff mit neuen Mädchen geprobt. Die Umziehpausen müssen gefüllt werden. Am Dienstag hat er sich um die Technik gekümmert. Was nachts läuft, muß tagsüber in die Gänge gebracht werden.

Vor dem Mittwoch zittern alle ein wenig. Zum ersten Mal Probe in den neuen Kostümen, eine neue Lightshow mit komplizierter Technik: viele Möglichkeiten zu scheitern. Der Chef will sehen, wofür er viel Geld investiert hat. »Eigentlich ist er ganz ruhig, doch wenn ihm was nicht paßt, wirft er auch schon mal mit Aschenbechern.«

Der Chef ist gekommen. Über der Generalprobe hängt seine Warnung: »Ich sag sofort stop, wenn's mir zur blöd oder zu obszön wird!« Er ist stolz auf seine Shows, die sich von dem abheben, was sonst auf St. Pauli geboten wird.

Klar, die Bumsnummer ist immer noch im Programm, niemand soll sagen, er hätte das alles auch zu Hause am Video haben können. Dieses »muß« auf St. Pauli ist einem »nicht nur« gewichen, nur noch Zugeständnis an die Erwartungen eines Teils der Besucher, vielleicht auch Tribut an die Konkurrenz. Es wird wieder mit dem Reiz der Verhüllung gearbeitet.

Hektische Betriebsamkeit auf der Bühne, die Lichtregie hat Probleme, der Vorhang-Motor streikt. Doch dann geht's los. »I am, what I am«, alles klappt, die Nummer läuft, und später wird Goran sagen, daß er selber nicht wisse, weshalb er Cuca auf einmal spielend heben konnte. Vielleicht war's das Lampenfieber. Dann unvermittelt das erste »Stop!« vom Chef. Verwirrung auf der Bühne, niemand weiß weshalb. »Die Mädchen müssen Strümpfe und Tangas anhaben! Nur nackt bringt's nicht, ist doch fade.« The Kiez-times, they are a changing.

Grünes Licht. »Die letzten Takte noch einmal!« und weiter geht die Show. Der Chef macht sich Notizen, ist zufrieden. Aufatmen, dann geht's an die Details. »Das Smiling war gut«. Ob man Goran soweit bringen könne, daß dieser mehr den komischen Gegenpart zu Jeff tanze. Nein, das ginge nicht, das scheinbar Ungeschickte sei noch viel schwerer. Schade, »denn gesichtsmäßig würde Goran das schon gut bringen« . Auch die »Blickdisziplin« hat dem Chef gefallen, er weiß um die Unbeholfenheit und Verunsicherung von Anfängerinnen, ist optimistisch, »richtig locker werden die schon, wenn sie erst einmal besoffen auf der Bühne waren.« Doch zwischen Blickkontakt halten und dem Blick eines hypnotisierten Kaninchens liegt nur wenig, »seht Jeff nicht immer so an, wie euren Dompteur, auch wenn er's ja eigentlich ist.«

Der Traum von Paris – »Lido oder gar nichts« – an der Elbe ist teuer. In der neuen Show steckt ein kleines Vermögen, und irgendwo sind auch auf St. Pauli finanzielle Grenzen. Außer vielleicht René Durand leistet sich hier niemand mehr diesen Aufwand an Kostümen und Kulissen. Bei der Elektrifizierung der Kostüme, bei deren irrer Glühbirnen-Illumination der »Elektrische Reiter« aussieht wie ein stillgelegter Leuchtturm, wird's eng. Doch die Kostüme bleiben. Kunst ist Kunst.

Noch ein Durchgang. Alle sind jetzt entspannter. Danach hat der Chef es eilig, Behördentermine. Am Donnerstag kauft sich Cuca die vom Chef gewünschten Stiefel, »die es so richtig pervers bringen«, Jeff kauft die Strümpfe, werkelt an den Kulissen, schaut bei der Schneiderin rein, spaßt mit den Handwerkern beim Verlöten der Elektrokabel auf den Trikots für die Licht-Nummer und probt vor dem abendlichen Beginn der Shows nochmal das Finale.

Am Samstag kleine Meldungen in den Tageszeitungen, neue Revue im Colibri, zehn Zeilen und ein Bild, in dessen grobem Raster sich Cucas Reize verlieren. Die Premiere war ein Erfolg, der Chef hat nicht mit Aschenbechern geworfen. Und obwohl am Markt Originale in der Regel teurer sind als Kopien, hat der Eintritt auch nicht mehr gekostet als im Schauspielhaus.

Konkret 08/85, S. 62

Hans-Joachim Schlegel

Die Sehnsucht nach den alten Mythen

Der »östliche« Filmemacher Andrej Tarkowskij lebt und arbeitet jetzt im »Westen«. Er gilt hierzulande als Avantgardist, obwohl er die Avantgarde überhaupt für geistlos hält und stattdessen auf die »Spiritualität« und »kontemplative Geistigkeit« setzt. Tarkowskij – ein Zeit- und Weggenosse all jener, die sich von der Innerlichkeit erhoffen, was sie draußen nicht schaffen konnten?

Den vierten Band der nicht nur filmtheoretisch grundlegenden »Schriften» Sergej M. Eisensteins wagte der Hanser-Verlag 1984 nur noch mit ganzen 1000 Exemplaren zu starten. Zur Begründung fielen unter anderem Hinweise auf das gegenüber den siebziger Jahren deutlich gesunkene Interesse für materialistische Ästhetik und Theorie. »Die versiegelte Zeit« dagegen, Andrej Tarkowskijs »Gedanken zur Kunst, zur Ästhetik und Poetik des Films« brachte der Westberliner Ullstein-Verlag Anfang 1985 gleich mit einer für Film-Literatur ganz erstaunlich hohen Auflage heraus.

Sicher hängt dies auch mit dem aktuellen Interesse an einem derzeit vieldiskutierten Gegenwartsregisseur zusammen. Doch schon die fast »kultische« Rezeption, die Andrej Tarkowskijs Filme (»Der Spiegel«, »Stalker«, »Nostalghia«, »Iwans Kindheit«, »Solaris«) in den »Artkinos« Westeuropas findet, signalisiert, daß es hier um mehr als nur modisches Kurzinteresse geht. Ganz sicher faszinieren diese Filme als Alternative zur längst ausgefransten Bildsprache des alten Erzählkinos wie auch jener der »Experimentalfilme«.

Andrej Tarkowskijs Innovationen sind inhalts- und realitätsbezogen. Seine aufregend differenzierte Lichtdramaturgie ebenso wie seine artifizielle Orchestrierung von Farben, Tönen und Geräuschen, von Spiegeln, wallenden Nebeln und fließendem Wasser. Das gilt auch für die Poesie seiner Kamerafahrten, die immer wieder überraschend, ja irritierend neue Raumperspektiven auftun.

Die kultische Faszination der Tarkowskij-Filme scheint sich gerade an der emotionalen und semantischen Polyvalenz ihrer Bilder festzumachen. An jener sinnlich-übersinnlichen Dimension, die den Abbildern der sichtbaren Wirklichkeit eine geradezu metaphysische Traumqualität verleiht. Und dies wiederum hat offenbar durchaus etwas zu tun mit jener Tendenz, die sich nach den enttäuschten, nicht eingelösten Versprechungen eines technisch-rationalen Fortschrittsoptimismus auf die Suche nach irrationalen Erlebnissen macht.

Gegen rationale Analyse und Avantgarde

Natürlich fehlt es auch nicht an Versuchen, den Bildern von Tarkowskijs innerer Wirklichkeitsbeschreibung mit literarischen Symboldeutungen auf die Spur zu kommen. Doch der Autor der »Versiegelten Zeit« stellt sich geradezu leidenschaftlich und programmatisch auf die Seite derer, die ihre »kultisch« meditative Rezeption nicht von rationaler Analyse gestört wissen wollen: »Häufig wurde ich gefragt, was denn nun eigentlich die 'Zone' im 'Stalker' symbolisiere. Derlei Fragen und Spekulationen bringen mich regelrecht in Verzweiflung und Raserei. In keinem meiner Filme wird irgend etwas symbolisiert. Und auch die 'Zone' tut das nicht. Die 'Zone' ist einfach die 'Zone'« .

Für seine durchaus ungewohnten, sich bisherigen Rezeptionsformen verschließenden Filme fordert Andrej Tarkowskij immer wieder einen »naiven« kontemplativen und eben nicht-intellektuellen Zuschauer. Eine analytisch vorgehende Filmkritik und -wissenschaft hat für ihn konsequenterweise überhaupt keine Existenzberechtigung: Nichts ist dem Filmverständnis diese Regisseurs fremder als ein materialistischer, operativ-aufklärerischer Kunstbegriff.

Damit bezieht Tarkowskij eine Position, die sich gegen die Grundlagen der avantgardistischen Theorie von Formaler Schule und Strukturalismus wendet. Die sich aber ebenso radikal absetzt von jedweder künstlerischer Avantgarde in der modernen Kunst: »Die moderne Kunst ist meist nur eine Fiktion, die von der fälschlichen Annahme ausgeht, daß die Methode zum Sinn und Ziel der Kunst werden kann... doch das ist nichts weiter als grenzenloser Exhibitionismus. Die moderne bildende Kunst ist fast durchweg absolut geistlos... Für mich ist der Begriff der Avantgarde in der Kunst ohne jeden Sinn...«

Der Autor der »Versiegelten Zeit« konfrontiert den Leser also mit einem höchst irritierenden Paradox: Ausgerechnet dieser Regisseur, dessen filmische Imaginationen überaus innovativ wirken, präsentiert sich als ein erklärter Gegner avantgardistischer Experimente. Ausgerechnet Tarkowskij, der dort aufwuchs, wo im Kampf gegen symbolistischen Irrationalismus und »geisteswissenschaftliche« Kunstwissenschaften eine avantgardistische Filmtheorie und -kunst geboren wurde, wo Futurismus und Konstruktivismus, frühsemiotisches Zeichenbewußtsein und materialistisch-dialektisches Denken eine aufklärerische, gesellschaftlich operative Kunst und Kunstheorie etablierten.

Mag die Entscheidung gegen die linke Avantgarde noch mit ideologischer Positionswahl zu erklären sein, so bereitet die generelle Ablehnung der Avantgarde, also der von Brecht und Eisenstein ebenso wie der von Salvador Dali oder der Aktionskunst bzw. des Experimentalfilms, erheblich größere Probleme: Zeigt sich hierin lediglich ein Widerspruch von

Tarkowskijs eigener Theorie und Praxis? Handelt es sich hier um polemisch-essayistische Überspitzungen? Oder muß hier nicht vielmehr ein weitverbreitetes Mißverständnis hiesiger intellektuell-cineastischer Tarkowskij-Rezeption aufgeklärt werden? Wirken vielleicht diese Filme gerade als Alternative zu einem inzwischen klassizistisch versteinerten Avantgarde-Verständnis so überaus innovativ? Deshalb, weil sie eine Überwindung der verhängnisvollen Kluft von »Inhaltismus« und »Formalismus« wagen? Oder vielleicht auch darum, weil sie eben doch einer nachbrechtianischen, einer poststrukturalistischen Stimmung entsprechen? Einer neuen Sehnsucht nach alten Mythen, nach einer neuen Anti-Aufklärung?

Rettung durch die Kunst

All diese Fragen werden allerdings noch erheblich komplizierter, wenn man bedenkt, daß Tarkowskij seine Ablehnung der avantgardistischen Moderne mit einem Verrat der *duchovnost,* der »Spiritualität« und »kontemplativen Geistigkeit« begründet. Hier klingt ein zivilisationskritisches Echo aus vormoderner Zeit an, das selbst jenen höchst fremd sein dürfte, die sich derzeit in Westeuropa zu den Ufern einer »neuen Innerlichkeit« aufmachen: Wenn Tarkowskij die rationalistisch-materialistische Zivilisation des 20. Jahrhunderts insgesamt als einen »Irrweg«, als eine heillos in den Untergang steuernde Entwicklung verdammt, dann schwingt dabei etwas von jenem romantisch-slavophilen Denken Dostojewskijscher Prägung mit, das vor allem den »Westen« für den Verlust der *duchovnost* verantwortlich macht: »Der Osten war der ewigen Wahrheit stets näher als der Westen. Aber die westliche Zivilisation hat den Osten mit ihren materialistischen Lebensansprüchen verschlungen...« heißt es bezeichnenderweise am Schluß der »Versiegelten Zeit«.

Rettung verspricht sich Andrej Tarkowskij eigentlich nur vom Künstler, insbesondere vom »östlichen« Künstler (als der er sich auch jetzt, nach seinem Entschluß, im »Westen« zu bleiben, geradezu programmatisch versteht.) Seine Arbeit wird als »Ausdruck des Idealen, des Strebens nach Unendlichkeit« definiert. Als etwas, das »in der menschlichen Seele Glauben, Liebe, Hoffnung, Schönheit und Andacht bestärken« soll. Künstlerisches Schaffen bekommt somit schon fast eine religiöse Dimension. Und der Künstler wird in beinahe blasphemisch säkularer Weise zu einem »Vermittler« und »Kündiger« des Göttlichen. Ein hoher Anspruch, der Kunst – insbesondere auch Filmkunst – ohne Scheu als »von Natur aus aristokratisch« als »ganz zweifelsohne elitär« definieren kann.

Fjodor Dostojewskij und Leo Tolstoj, auf deren gesellschaftsmoralische Verantwortung sich Andrej Tarkowskij wiederholt beruft, hätten hiergegen energisch protestiert. In der Tat hat dieses Denken auch sehr viel mehr mit der Ästhetik und Ideologie des russischen Symbolismus, beziehungsweise mit der russischen Neoromantik und der russischen Religionsphilosophie der Vorrevolutionszeit zu tun. Also mit all dem, gegen das sich der Aufstand der russischen avantgardistischen Künstler und Theoretiker richtete. Wenn für Andrej Tarkowskij Kunst ein »Gralskelch ewiger Wahrheit« ist, dann erinnert das deutlich an den mystischen Symbolisten Wjatscheslas Iwanow, dann entspricht das der Auffassung Walerij Brjusows, nach der »nur Kunst eine wahre Erkenntnis der Dinge« ermöglicht. Oder aber der Position Andrej Belyjs, für den Kunst »eine schöpferische Enthüllung der Formen des Lebens« war, die der »Wissenschaft« dieser »Systematisierung des Nichtwissens« grundsätzlich überlegen sei.

Abschied vom Materialismus

Andrej Tarkowskij ist ein »Symbolist« im Sinne dieser irrationalistisch-metaphysischen Tradition.

Daß für Eisensteins Konzept einer »intellektuellen Kinematografie der Begriffe« hier kein Platz mehr ist, liegt auf der Hand. Doch es geht nicht allein um den Kontrapunkt, den Andrej Tarkowskijs Rückgriff auf voravantgardistische Positionen setzt. Zu diskutieren bleibt das Phänomen der hiesigen Affinität zu diesem Kontrapunkt. Die Frage, inwieweit sich darin eine neue Sehnsucht nach alten Mythen ausdrückt, ein Abschied von materialistischem und strukturalistischem Formbewußtsein, von Brecht und Eisenstein. Und zu arbeiten sein wird schließlich an der alten Utopie einer Synthese von Rationalität und Emotionalität, von bildlichem und begrifflichem Denken. Hier verweist Andrej Tarkowksijs Provokation ungewollt doch auf die Aktualität Eisensteins, der 1929 bereits forderte: »Dem Dualismus der Sphären 'Gefühl' und 'Verstand' muß die neue Kunst Einhalt gebieten«.

Konkret 08/85, S. 64

Peter Dahl

Der hilfreiche Kriegsverbrecher - Eine Karriere mit Opfern

Besoffen vom Bitburger Versöhnungswerk macht sich nun auch die Szene auf die Suche nach dem »anständigen« SS-Mann. Nur muß das Philosophiestudium hier die Fronterfahrung ersetzen. Also kommt auch kein »einfacher Kamerad« in Frage wie noch bei Dregger. Es muß schon ein Grusel-Typ von KZ-Wächter sein, Oberaufseher am besten, aus Himmlers Vorzimmer, an dem sich die neue Redlichkeit richtig abarbeiten kann. Eben: Kurt A. Becher, Reichsführers gehorsamster Becher, dessen Verdienste die linke Öffentlichkeit, lt. »taz«, bislang gezielt totgeschwiegen hat

Die eigentliche Wende der bundesdeutschen Nachkriegspolitik kam am 8. Mai 1985. Belsen und Bitburg – das war die endgültige Aussöhnung der Deutschen mit ihren Opfern. In die Reihen der toten Juden, Christen, Sozialisten (nicht so sehr: der toten Kommunisten und Sowjetmenschen) sind nun auch die Mörder gleichermaßen aufgenommen.

Fehlte bei so viel Harmonie bislang nur die Szene, die sich doch für die politische Avantgarde hält. Inzwischen aber haben *Konkursbuch, Tageszeitung* und *Pflasterstrand* aufgeholt, einen alten Kriegsverbrecher ans Herz gedrückt und verkündet, daß die letzten 50 Jahre nunmehr »differenzierter« zu betrachten seien.

Einer der Vordenker, die sich allesamt auf Bataille und Baudrillard beziehen, diese aber karikierend ins alte Herren-Deutsch übersetzen, ist Gerd Bergfleth, federführend beim Tübinger *Konkursbuch,* der dort, und jetzt auch in dem Band *debatte I* im Verlag Mathes & Seitz, das Verhältnis von Tätern und Opfern zurechtrückt, ausgehend von dem Ziel »daß man nicht in alle Ewigkeit mit moralischem Zeigefinger auf die drohende Antisemitismusgefahr hinweist, sondern in einer Art Gegenbilanz danach fragt, was der Prosemitismus der Linken anrichtet«.

Und was richtet der Prosemitismus an? Er verharmlost, wie eh und je, die Gefahr, die vom Weltjudentum ausgeht: »Es ist augenfällig, daß das aufklärerische Judentum in der Regel keinen besonderen Sinn für das besitzt, was deutsche Eigenart ist, etwa die romantische Sehnsucht, die Verbundenheit mit der Natur oder die nicht auszurottende Erinnerung an eine heidnisch-germanische Vergangenheit.«

Wo der Jude ist, da ist der Bolschewik nicht weit, und beide zwingen sie den Deutschen in die Knechtschaft: »Dank der linken Reeducation, die seine Kriegsniederlage erst vollständig macht, zum Gastarbeiter im eigenen Land geworden, ja weniger als das, denn dem fremden Arbeiter wird doch zumindest ein Rest eigener Kultur zugestanden, während der menschheitliche Unmensch das Gnadenbrot seiner Kultivierung von den linken Herrenzynikern der Aufklärungsmafia empfängt.«

Womit alles so klar ist, wie es *vor* 1945 schon einmal war. Bloß, daß uns bedeutet wird, daß wir hier neuesten, ja postmodernen Gedankengängen folgen dürfen. Und das Gefolge der post-strukturalistischen Meister hat dann die Aufgabe, das vorgedachte Globale umzusetzen in Strategien und Kampagnen für den Alltagsgebrauch.

Eine solche Kampagne zielt auf die Rehabilitierung eines SS-Standartenführers. Wo die Alte Rechte ihren Rudolf Hess schon immer hatte, hat die Neue Linke ihren *Kurt A. Becher.* Und wie den einen Hess das Opfer alliierter Justiz ist, ist den anderen Becher ein Opfer der »linken Öffentlichkeit«, die dessen Verdienste »gezielt totgeschwiegen« hat *(taz).*

Über diesen Kurt A. Becher gibt es ein Buch* im KONKRET Literatur Verlag. Dieses Buch berichtet von der Rolle des SS-Offiziers Becher bei der Vernichtung von Juden in den russischen Pripjetsümpfen 1941, wo mindestens 14.000 Juden von der SS ermordet wurden, und es berichtet von Bechers Rolle als Leiter des Wirtschaftsstabes der SS in Ungarn, ab März 1944. Von Heinrich Himmler beauftragt, dort jüdisches Vermögen zu »arisieren«, ließ er sich als erstes den Manfred-Weiß-Konzern auf seinen Namen überschreiben, das größte ungarische Rüstungsunternehmen mit 40.000 Arbeitern. Die früheren Inhaber durften dann ausreisen. Gegen Ende des Krieges wurde Becher »Reichskommissar für sämtliche Konzentrationslager«.

Heute lebt Becher als Getreidehändler in Bremen; in seiner Branche ist er der zweitgrößte in Europa. Er hat gute Geschäftsverbindungen nach Osteuropa, auch nach Ungarn. Vor drei Jahren schlug ihn die Deutsche Bank für den Aufsichtsrat von Hapag-Lloyd vor; das Erscheinen des Buches über ihn bremste seine Karriere.

Daß dieser Kurt A. Becher nach dem Krieg einer Anklage vor dem Nürnberger Gerichtshof entging, daß er im Entnazifizierungsverfahren als »Mitläufer« eingestuft wurde und schließlich auch seine kaufmännische Karriere – alles das hängt mit seiner Aufgabe als engem Mitarbeiter Adolf Eichmanns 1944/45 in Budapest zusammen. Und die gehört zu einem der denkwürdigsten Kapitel der nationalsozialistischen Judenpolitik: Zum Versuch des Reichsführers SS, einen Separatfrieden mit den Westmächten zu erreichen und an deren Seite weiter gegen die Sowjetunion zu kämpfen.

Auch Goebbels, Göring und Ribbentrop arbeiteten auf einen solchen Separatfrieden hin, aber Himmler war der Aktivste: Schon 1943 hatte er versucht, über den Industriellen Arnold Rechberg mit den Westmächten Kontakt aufzunehmen;

Bormann und Ribbentrop hatten die Aktion vereitelt. Kurz vor Ende des Krieges beginnt er auf eigene Faust neue Aktivitäten: –

Himmler korrespondiert mit Hillel Storch, dem Stockholmer Vertreter des jüdischen Weltkongresses. –

Er läßt den jüdischen Unterhändler Norbert Masur nach Berlin fliegen, um mit ihm über die Freilassung jüdischer KZ-Häftlinge zu sprechen. –

Er verhandelt mit dem ehemaligen Schweizer Bundespräsidenten Musy über die Freilassung von Juden aus dem Vernichtungslager Belsen. –

Er versucht, über den schwedischen Bankier Wallenberg und über Graf Bernadotte vom Internationalen Roten Kreuz mit den Westmächten in Fühlung zu kommen. Und: –

Er weist seinen Mann in Budapest, Kurt A. Becher, an, ein Tauschgeschäft – Juden gegen Geld – einzufädeln. –

Schließlich gab Himmler tatsächlich den Befehl, die Vergasungen von Juden einzustellen.

Das Geschäft im Auftrag Himmlers brachte Becher später seine Nachkriegskarriere ein. Er verhandelte mit der Vaadah in Budapest, einer illegalen jüdischen Organisation. Forderung der SS: zunächst 1.000 Dollar pro Kopf, dann 10.000 Lastwagen mit Ausrüstung für den Winter für die Zusage, daß eine Million Juden den deutschen Machtbereich verlassen dürfen. Warum Menschen töten, wenn sie von ökonomischem Nutzen sein könnten?

Die Männer von der Vaadah blufften mit Angeboten, die sie nie hätten einhalten können. Ihnen kam zugute, daß die SS in jedem Juden einen (offiziellen) Vertreter des Weltjudentums sah. Und die Männer von der Vaadah begaben sich in ein Grenzgebiet von Kollaboration und Widerstand, über das zu rechten heute niemandem ansteht. Wie groß ihr Erfolg tatsächlich war, ist weitgehend ungeklärt.

Für Kurt A. Becher blieb nach dem Krieg das Verdienst, zahlreiche Juden befreit zu haben; er jedenfalls stellte das so dar. Sicher ist es nur in einem Fall: Anfang Mai 1945 holte er Mosche Schwaiger aus dem KZ Mauthausen, den Vorsitzenden der Budapester Vaadah. Von diesem schwerkranken Mann ließ sich Becher den Persilschein ausstellen, der für seine Zukunft

so wichtig war. Und er ließ sich von Schwaiger bestätigen, wie uneigennützig er sich bei den Verhandlungen mit der Vaadah insgeheim für die Budapester eingesetzt hat – bloß: Schwaiger war schon von den Deutschen verschleppt worden, *be*vor Bechers Verhandlungen mit der Vaadah überhaupt begonnen hatten.

Ein anderes Buch**, in dem Becher eine wesentliche Rolle spielt, erschien 1966 im Seewald-Verlag, der sonst gern die Kriegserinnerungen hochdekorierter Nazi-Offiziere veröffentlicht. »Rechtsradikal« ist für diesen Verlag keine übertriebene Bezeichnung. Der Autor, Andreas Biss, gehörte zu der Gruppe der Vaadah, die mit Becher verhandelte. Für Biss ist Becher der gute Mensch in der Uniform des Unmenschen. Sein Buch ist ein einzigartiges und einmaliges Dokument über die Situation derjenigen, die die Vernichtungsmaschine durch einen Deal mit den Meistern aus Deutschland anzuhalten versuchten.

Was die Rolle Bechers angeht, so stützt sich Biss allerdings weitgehend auf Berichte, die Becher selbst ihm gegeben hat. Biss sieht Bechers Handlungen als dessen eigene Initiative, nicht als Folgen eines Auftrags von Himmler. Himmler zu Eichmann: »Wenn Sie bisher Juden ausrotteten, so müssen Sie, wenn ich es befehle wie in diesem Falle, jetzt Judenpfleger sein.« Biss über Becher: »Von dem Tag am betrachteten wir Becher fast als Mitglied unserer Vaadah.«

Im Frühjahr erschien eine Neuauflage dieses Buches im März-Verlag, versehen mit einem Nachwort von Hans Dieter Heilmann. Der schildert dort sein editorisches Prinzip: »(Ich) sah mal wieder eine Riesensache auf mich zukommen«. Der Wechsel des Buches vom rechten Seewald- zum, laut Heilmann, linken März-Verlag, erfordert auch nach seiner Ansicht »ein Wort der Erklärung«. Da ist es: »Verkehrte Welt? Nun, sie hat sich in diesen 20 Jahren in Westdeutschland ja etwas gedreht, o.k.?«

O.k. Was sich inzwischen wo gedreht hat, das läßt sich vor allem an der Aufnahme ablesen, die die Neuauflage des Buches von Biss gefunden hat, veröffentlicht in der *tageszeitung* und im *Pflasterstrand.*

Das Symptomatische: Den Rezensenten geht es in erster Linie weder um Biss, noch um das Verständnis der von ihm geschilderten Ereignisse, auch nicht um eine weitergehende Analyse des SS-Apparates, der meint, zur eigenen Rettung mit seinen Opfern verhandeln zu müssen, sondern im Mittelpunkt der Rezensionen steht die Person Kurt A. Becher. Den Rezensenten dient er zur Bereinigung ihres Verhältnisses zur Vätergeneration, so, als hießen sie alle Rolf und wären die Söhne des Dr. Mengele, die der *Bunten* und dem *Stern* den Nachlaß zu verkaufen hätten.

In der *taz* (vom 3.5.) begann es mit einer Seite im Bremer Lokalteil von Klaus Wolschner: in der Dachzeile wird der Kampf des Andreas Biss, der Vaadah und anderer jüdischer Organisationen dem früheren SS-Mann zugeschrieben: »Ein Bremer Getreidehändler im 'Kampf gegen die Endlösung' 1944«. Wolschner bezieht sich auf die Versuche, die es in Bremen immer

mal wieder gegeben hat, auf die Vergangenheit des geachteten Mitbürgers aufmerksam zu machen: »Aber wer heute noch einmal am Getreide-Silo des Großkaufmanns Becher hinaufklettert und dort (die Inschrift) 'NS-Verbrecher' anbringt, sollte nicht sagen können, er habe nichts gewußt...« Schuld an der Denunziation haben, »mit Methoden, die schlicht intellektuelle Unredlichkeit und Zensur sind«, die »linken Antifaschisten«.

Und der Autor tritt uns offenbar als einer jener neuen »rechten Antifaschisten« entgegen, denen der SS-Mann und der KZ-Häftling gleichermaßen Opfer eines im Grunde nicht zu verstehenden Unterdrückungssystems sind. Oder doch nicht ganz gleichermaßen: Der SS-Mann ist zusätzlich noch gegen die bisherige Verleumdung durch eine linke Öffentlichkeit in Schutz zu nehmen.

Bald nach diesem Artikel erschien (am 17.5.) ein zweiter, diesmal eine Seite lang im überregionalen Teil der *taz,* verfaßt von Helmut Höge, der den Biss-Nachdruck bei März eingefädelt hatte. Auch er vertritt die Legende »sie waren alle Opfer«, fügt aber eine neue Differenzierung hinzu. Höge unterscheidet (wie schon H. D. Heilmann im Nachwort zum Buch) zwischen guten und schlechten Juden; gute (Biss, Kastner) tragen zu seiner neuen Sicht der Dinge bei, schlechte (Wiesenthal, Hausner, Brand) vertreten eine andere Auffassung, geben andere Informationen, die abgewehrt werden – auch hier übrigens wieder mit dem Begriff »Denunziation«.

Fasziniert räumt Höge einen großen Teil seiner Rezension der bekannten Tatsache ein, daß Eichmann und Kaltenbrunner (der Chef des Reichssicherheits-Hauptamts der SS) empört gegen das Geschäft opponierten, das Himmler und Becher einzufädeln versuchten. Höge scheint zu vergessen, daß Himmler der Boss der SS war; für Höge vollzog Becher nicht Befehle Himmlers, sondern setzte sich »immer mehr für die Ziele der jüdischen Widerstandsgruppe in Budapest ein, zum Schluß völlig auf sich gestellt.« Wo übrigens Andreas Biss kenntlich macht, wenn er sich auf Berichte stützt, die einzig Becher selbst ihm gegeben hat, da verbreitet Höge sie als verbürgte historische Tatsachen – immer unter Berufung auf das Prinzip Wahrheit. Unter Berufung auf dieses Prinzip wird der Rest der SS-Karriere Bechers ausgeklammert: Die Beteiligung an der Vernichtung von Juden in Polen und in der Sowjetunion. Wer darauf besteht, diese Karriere im Zusammenhang und beispielhaft zu sehen und zu beschreiben, der wird der Lüge und der systematischen Unterdrückung von Quellen beschuldigt – Höge verwendet viel Raum auf das Buch »Reichsführers gehorsamster Becher« von Karla Müller-Tupath, während er doch das Buch von Andreas Biss bespricht. Und Karla Müller-Tupath gegenüber greift er ins Repertoire eines nun gar nicht mehr neuen, sondern ganz und gar altbekannten Antisemitismus. Über sie erfährt der *taz*-Leser: »...sie heiratete einen Juden und konvertierte zum Judentum (was eigentlich ein Unding ist!)«.

Der *Pflasterstrand* druckte den nämlichen Artikel von Helmut Höge mit der Bemerkung nach: »Diese Rezension war für KONKRET geschrieben worden, die sie aber eiligst ablehnte...« Richtig ist, daß, wenn es *tageszeitung* und *Pflasterstrand* nicht gäbe, diese Rezension für den Papierkorb geschrieben worden wäre.

* Karla Müller-Tupath: Reichsführer gehorsamster Becher - Eine deutsche Karriere. Konkret Literatur Verlag 1982, 200 Seiten, DM 14,80

** Andrea Biss: Wir hielten die Vernichtung an. Der Kampf gegen die »Endlösung« 1944. Seewald-Verlag, 1966. Neuauflage: März-Verlag 198, 384 Seiten, DM 29.80

Konkret 08/85, S. 66

Günter Amendt

Ein Mann unter Einfluß
Dylan goes modern

Hier wird keine Platte besprochen, hier wird ein Projekt vorgestellt. »Empire Burlesque«, der schwerste Brocken seit »Saved«. The contemporary Bob Dylan.

Es geht nicht um einen neuerlichen salto morale religioso, eine Abkehr von irgendwas oder eine Einkehr bei irgendwem, diesmal geht es um Dylans radikale Hinwendung zum musikalischen Zeitgeschmack. Dylan hat ein high tech Album produziert, dessen Arrangements und Sound-Ausstattung zwischen Mick Jaggers Soloalbum, Tina Turner und »Police« angesiedelt ist. »The most explosive album of his recent career«, schwärmt die Zeitschrift 'Rolling Stone', sichtlich beeindruckt vom Aufwand, der da betrieben wurde.

Fünf Studios hatte Dylan belegt und neunzehn Musiker eingespannt, darunter an den Gitarren Mick Taylor, Ron Wood und Al Kooper sowie Jim Keltner, Sly Dunbar und Robbie Shakespeare in der rhythmsection – alles Leute, mit denen Dylan schon vorher gearbeitet hatte. Mike Campbell, Benot Tench und Howie Epstein von Tom Pettys »Heartbreakers« sind dazugestoßen. Madelyn Quebec und Carol Dennis als Zweitstimmen waren bereits auf Dylans 81er Tour zu hören wie sie damals, wie auch Ciydie King, von der Kritik in unverzeihlicher Ignoranz als Gospelmiezen abgetan wurden. Debra Byrd, Peggi Blu und Queen Esther Marrow füllen den back-up Chor auf.

Trotz der vielen Mitwirkenden und der verschiedenen Studios, in denen sie entstand, wirkt diese Platte musikalisch erstaunlich geschlossen. Das verdankt sie der Studioarbeit von Arthur Baker, der mit Richard Scher und Vince Melamed als Gehilfen an den Synthesizern das Album remixed hat.

Es folgt ein technischer Hinweis, der auf dem Cover fehlt: Baker hat das Album so bass- und drumlastig abgemischt, daß Dylans Stimme zu versumpfen droht, wenn man die Platte auf Zimmerlautstärke abspielt. Erst bei full power stimmt die Mischung. Aber das gehört zum Konzept und entspricht den zeitgenössischen Hörgewohnheiten.

Diese Platte bringt Dylans Musik dahin, wohin sie auch gehört. In die Diskotheken, Tanzpaläste und Musikboxen. Ist sie erst dort, dann hat das Projekt *Empire Burlesque* sein Ziel erreicht.

Und schon quillt Protest aus allen Ritzen billiger basements, exklusiver lofts und teurer appartments. Money, money, money hallt es von dort. Ein Bannstrahl kleinbürgerlicher Projektionen richtet sich auf Dylans neuestes Werk. Nun mal langsam. Das hatten wir doch schon. Auch ein genialer Künstler vermag nur für eine gewisse Zeit von der Substanz früher Glücks- und Leiderfahrungen zu leben. Dylans Vorrat an Erfahrungen war Mitte der 70er Jahre erschöpft. Ausgedehnte weltweite Tourneen kaschierten diesen Erschöpfungszustand nur mühsam, sie endeten alle in der Wiederholung des Immergleichen.

So war Dylans Weg nach innen vorgezeichnet, auch gesellschaftlich. Sein Abtauchen ins Christlich-Fundamentalistische, sein Ronald Reagan nachempfundener Ritt in die Apokalypse und die künstlerische Ausbeutung der neuen religiösen Empfindungen vermochten nur ein, wenn auch da noch hoch loderndes Strohfeuer zu entfachen. Es ist aber für einen Künstler, der einmal große Wirkung hatte, ein existenzielles Lebensbedürfnis, wirksam zu bleiben. Sind seine künstlerischen Mittel verbraucht, oder ist er ihrer auch nur überdrüssig geworden, dann macht er sich auf die Suche nach neuen Wirkungsmöglichkeiten. Nicht selten, und im Falle Dylans fast immer, wird dabei mutwillig zerstört, was sich als Erfolg gerade zu bestätigen schien. Sie kennen das letzte Album von Bruce Springsteen? Macht nichts. Wenn Sie das vorletzte oder vorvorletzte kennen, sind Sie auf dem laufenden-Kein Bruch, keine Überraschung, keine Provokation.

Menschen zu überraschen, das Publikum zu erschrecken und zu schockieren ist aber ein legitimes künstlerisches Motiv. Die dabei eingesetzten Mittel können von Effekthascherei bis zur aggressiven Destruktivität gegenüber dem eigenen Werk reichen. Große Künstler gehen immer bis zum Äußersten. Und entsetzt schreit das Publikum auf, wenn Picasso plötzlich Damen der Gesellschaft zu porträtieren beginnt oder Vasen und Teller bemalt. (Das Entsetzen steigert sich zur Empörung, wenn sich das Publikum nicht nur um die Gewöhnung an einen Stil, sondern auch noch um Investitionen in diesen betrogen fühlt). Nach der Trennung von Sarah drang nur noch wenig über Dylans sogenanntes Privatleben nach draußen. Was man mitbekommt: Dylan hängt rum in Clubs und Diskotheken. Er läßt sich sehen in Studios und hinter Bühnen. Er spricht über die Arbeit von anderen, nennt Namen von Gruppen und Sängern, räsoniert über Stile und Richtungen, reflektiert über Video und Playback, dabei ständig in Widersprüche verwickelt. Ein Künstler auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen.

Wo Künstler miteinander reden, da genügt es schon, wenn sie ihre Arbeiten gegenseitig zur Kenntnis nehmen, kann so etwas wie ein künstlerisches Leben entstehen, das große Werke möglich macht. Ob dieses Leben lebt, ob die US-amerikanischen Kollegen, auf die Dylan sich vorwiegend bezieht, eine Antwort finden auf den Exitus, den ihre Regierung politisch vorbereitet oder ob sie einmal mehr mit Hollywood und Las Vegas antworten werden, steht in den stars und

stripes. Dylan jedenfalls sucht den Kontakt zu Kollegen und die Zusammenarbeit mit ihnen. Er sucht aber auch den Kontakt zum Publikum und nach neuen Erfahrungen mit diesem. Das war bereits während der 84er Tournee zu spüren und zu besichtigen, als er bei *Blowing in the wind* den Chor der Mitsinger herausforderte. Ich bleibe dabei. Das sollte er lassen. Dennoch, dieser Stilbruch, der erstmals einen Hauch von Peinlichkeit in Dylans Bühnenauftritte brachte, lag, von heute aus gesehen, auf der Linie der neuen Entwicklung.

Auch Dylans Bereitschaft, im Chor der Kollegen mitzusingen, die sich als Band für Afrika formiert haben, ist Zeichen der Neuorientierung. Zwar war er zuvor bereits bei Solidaritätskonzerten für Chile, Bangladesh und die Freeze-Bewegung dabei, doch nie zuvor war bei einer derartigen Solidaritätsaktion das Spektrum der beteiligten Künstler und der Sparten, die sie vertreten bzw. des Publikums, das sie erreichen, so breit wie im Falle von »US-Artists for Africa« .

Vor diesem Hintergrund ist *Empire Burlesque* entstanden. Die Platte hat es in sich, sie wirkt, wie so viele vor ihr, erst mit Zeitverzögerung. Mancher, der beim ersten Hören verstört die Ohren verschloß, beginnt mürrisch einzuräumen, daß es da einige Songs gäbe ... wenn nur das Diskogerassel nicht wäre.

Insgesamt ist die Trefferquote bei dieser Platte niedriger als bei Dylans frühen Alben, die aber, das sollte man nicht vergessen, immer auch die eine oder andere Niete enthielten. Diesmal liegt sie bei fifty-fifty und ist damit höher als zur Zeit von Dylans religiösem Nullwachstum. Wer noch immer nach verbliebenen Spuren von Dylans fundamentalo-trip sucht, wird sich an *Tight Connection To My Heart* klammern, der Single-Auskoppelung auf dem unaufhaltsamen Weg in die Charts. Dylan vollzieht da eine surrealistische Umkehrung der Wandlung beim christlichen Abendmahl: »Never could drink that blood und call it wine« . Darin eine tiefere religiöse Bedeutung zu sehen, bleibt jedem überlassen. Aus saurer Erfahrung assoziiere ich eine ganz andere Bedeutung: Never could drink that wine and call it wine.

Bereits seit einiger Zeit ist *Clean Cut Kid* als 'Infidels'outtake im Umlauf, eine Geschichte, die auf John Lennons Mörder paßt. Dylans Neueinspielung fällt hinter die Erstfassung zurück. Der Einsatz der Frauenstimmen ist hier einfach geschmacklos.

Richtig los geht die Platte erst auf der zweiten Seite. Was für ein Song: *When The Night Comes Falling From The Sky.* Technisch ein bißchen overdone, too much of everything, was ein Studio hergibt. Doch davon abgesehen, was für ein Lied.

Die meisten Songs bewegen sich zwischen you and I and I and you, Herz und Schmerz, Liebe und Leid: find me – remind me – ; show me – know me, rock me – lock me; teach me – reach me; shake me – take me; hold me – help me. I'm a poet, hope you know it, please don't blow it. Musikalisch ist *Emotionally Yours* aus einer Kreuzung von »Lenny Bruce« und »Love In Vain« hervorgegangen. Eine Schnulze. Ich mag sie. Gleich zwei Synthesizer kommen bei *Something's Burning Baby* zum Einsatz, ohne das Lied zerstören zu können. Ein Mann auf dem Mexico-City-Blues, der erkennen muß, daß er in den Plänen und Träumen der Geliebten nicht mehr vorkommt. Something's burning, baby, ist Dir das klar? Es gibt keine Sicherheit, kein emotion-ally yours. Bewegung ist das Prinzip der Materie-Veränderung the code of the road. Aber: »I believe in the impossible, you know that I do«. Herzzerreißend .

Von den zwei oder drei »accustic things«, die Dylan noch während der letzten Tour für das nächste Album versprach, ist einer geblieben. *Dark Eyes* muß in Irland entstanden sein. Ein Europa-inspiriertes Mitbringsel. Dylan schlägt die Gitarre an wie eine Laute, er spielt die Mundharmonika wie seinerzeit im 'Gaslight'. Ein akustisches Kontrastprogramm von intensiver Zartheit. So, als wolle er den vorangegangenen Technosound vergessen machen. Side B. Last song. You know what I mean.

Im übrigen sind viele Texte undicht an gleich mehreren Stellen. Dylan braucht einen ganzen Song, wo er früher eine Strophe benötigte, er braucht eine Strophe, wo früher eine Zeile reichte. Das wird in *Trust Yourself* deutlich. Dieser Song enthält eine message mit Aufforderungscharakter im Stile von: May you stay forever young. Doch hier ist die message zweideutig. Jeder darf sich angesprochen fühlen, der in Reagans verwahrlostem Amiland 'on his own way' ist. Der Killer auf dem Weg zur Lynchjustiz, der Bürgerrechtskämpfer auf dem Weg in den Knast. Radikale künstlerische Eindeutigkeit wäre verlangt, um nicht mitgerissen zu werden vom idiot wind, den Reagan und seine Klasse entfacht haben.

Was da gebrochen gemeint ist, wie etwa Bruce Springsteens *Born in the U.S.A.,* fügt sich bruchlos zu einer Rockversion von »America The Beautiful«. Unter dem Einfluß einer allgegenwärtigen Verblödungspropaganda nennt »Dire Straits« das jüngste Album *Brothers in Arms.* Nein, versichert Mark Knopfler, es gehe nicht um seine Brüder, die er in den Armen hält, gemeint seien Brüder in Waffen. Er wolle mit diesem Titel auf die komplizierten emotionalen Beziehungen einer Band anspielen, die im Streß von Tourneen und Studio-Sessions entweder aufgerieben werde oder sich zu einer Art Waffenbrüderschaft zusammenfinde, das nenne ich Militarisierung des Bewußtseins. Nie und nimmer darf man vergessen, in welchem Land Dylan lebt, unter welchen Einflüssen er steht. Dylan, ein Meister der Ambivalenz, wankt und schwankt wie die meisten seiner Kollegen im mächtigen Sog des politischen mainstream. May they have a strong foundation when the winds of changes shift.

Für Dylan aber gäbe es einen Ausweg. Bobby raus aus USA. Warum nicht nach Lateinamerika? Oder Afrika? Oder wenigstens doch nach Europa. Come on over, baby, just for a while.

Konkret 08/85, S. 72

Frank Grützbach

Die Sprayer von Köln

Seit wir das Dr. Rüdiger Hochhaus und den Autobahnzubringer zur A 57 haben (wer hat was nach sich gezogen, weiß mans?), seit wir in Köln diesem Bauwerk eine dicke Scheibe von Dr. Adenauers Grüngürtel geopfert haben, haben wir den Stau.

Die A 57, die es durch die morgendliche Gruselsendung »und nun die Verkehrsnachrichten« zu einer gewissen Prominenz gebracht hat, staut täglich so cirka vierzigtausend Fahrzeuge, bevor sie sie in die Innenstadt hineinläßt. Der Zubringer ist, wie alle Zubringer, aus reichlich Beton gegossen und auf diesen Beton klettern nun schon zum dritten Mal in diesem Monat Spezialreinigungskolonnen mit Dampfhochdruck und chemischen Zusätzen herum, um etwas zu entfernen, das der ansonsten für Medienvielfalt plädierenden Autorität nicht paßt: Wandsprüche. (Warum? Sind die Produktionskosten zu gering? Gibt es kein Landeswandspruchgesetz? Ist die repräsentative Zusammensetzung der Gremien nicht gewährleistet? Ist der Parteienproporz nicht ausbalancierbar?) Und obwohl in dieser Branche nie (hoffentlich !) Honorare gezahlt werden, die Arbeitszeit nicht geregelt ist (nachts!) und das künstlerische Risiko hoch ist (bis zu vier Monate Gefängnis im Wiederholungsfall), vermehren sich die Spruchweisheiten täglich und über die ganze Stadt. Im eben schon erwähnten Fall der A 57 gab es eine ganze Serie kleiner Sprüche, die sogar eine gewisse Dramaturgie erkennen ließen.

Zunächst stand da schlicht und sozusagen in der klassischen Ausführung des Genres BOTHA IST EIN MÖRDER! NIEDER MIT... der Rest war unleserlich. Diese ja eindeutig politische Aussage dürfte ziemlich lange am Sichtbeton stadteinwärts verweilen, mit einem roten Stern verziert, bis das Dampfdruckteam der Kölner Stadtreinigung dann eine Tour ausgearbeitet hatte, der auch diese Anklage zum Opfer fiel Offensichtlich lohnt es sich bei der Vitalität dieses neuen Mediums für die Stadtreiniger organisiert loszuschlagen, wenn sich eine gewisse Anzahl von unerwünschten Verlautbarungen am öffentlichen Beton angesammelt haben.

Die Fläche war aber kaum gereinigt, als ein trotziger Nachsatz auftauchte ANARCHIE STIRBT NIE. Ich weiß nicht warum, ob der Säuberungstrupp noch Kapazitäten frei hatte oder ob es an der programmatischen Aussage dieses Spraysspruchs lag – jedenfalls war er nach knapp zwei Tagen weg. Dafür aber gleich ein neuer ES GIBT KEINE LAUER AUF DER WIR NICHT LIEGEN.

Die Wege und die Motive der Kölner Sprüchemacher sind rätselhaft, ihre Identität zwangsläufig unbekannt und man kann also nur vermuten, daß andere Sprayer, von der Ungleichheit des Kampfes angefeuert, dem Originalautor zur Hilfe eilten. Denn: jeder Sprayer hat ja so seinen Stil, das lernt man langsam zu unterscheiden und immerhin hat ja der Herr Nägeli hier am Kölner Beton einen beträchtlichen Teil seines Gesamtwerks hinterlassen, das verpflichtet. IHR DA OHM MACHT WATT IHR VOLT paßte nicht ganz zum Stil des Vorgängers und war mit der leicht effekthascherischen Verwendung elektrischer Begriffe etwas gewollt. Aber zwei weitere, gepfefferte Aussagen konnten sich sehen lassen. DIE SCHWEINE VON HEUTE SIND DIE SCHINKEN VON MORGEN (Eine nur wenn mans persönlich nimmt gezielte Geschmacklosigkeit) und ICH BIN IN DER ÜBERZAHL. Letztere Aussage war wieder mit dem kleinen roten Stern gekennzeichnet und deutete darauf hin, daß der Originalsprayer wieder zurückgekehrt war. Ich bedauere es zutiefst, daß ich die kleine Cassettenkamera vom ADAC-Unfallset nicht aus dem Kofferraum geholt habe und diese Abfolge dokumentiert habe, denn seit einigen Tagen sind auch diese Sprühsprüche abgedampft worden. Verständlich dann auch, daß der unbekannte Aphoristiker mit dem Unterbodenschutz-Aerosol nicht gleich wieder aktiv wurde; mußte er sich doch ausrechnen, als Serientäter großräumigen Überwachungsmaßnahmen zu unterliegen.

Aber nach neun Tagen hat ers dann doch wieder gewagt: DIE WAHRHEIT KANN MAN NICHT ÜBERMALEN, steht da. – Die Regenerationskolonne für sauberen Beton wird demnächst beim Übermalen dieser Parole das überlegene Gefühl haben, daß man die Wahrheit (und selbstverständlich auch die Lüge) jederzeit und sehr akkurat übermalen kann. Und daß man dafür obendrein bezahlt werden kann. – Ein wenig nachdenklich durften die Reiniger allenfalls bei dem Gedanken werden, daß dieser Spruch der Abschiedsspruch des Sprayers von der A 57 sein könnte. Und der garantiert ja doch irgendwie ihren Arbeitsplatz.

Wehe er hört auf... wenn das eines Tages rauskommen sollte, daß diese beiden einander bedingen, wie das ballspielende Kind den Umsatz beim Glasermeister.

Konkret 08/85, S. 73

Simone Schmidt

Trrradition - marrsch!

Einmal, für kurze Zeit, war Fürstenfeldbruck weltberühmt. 1972, als das furchtbare Massaker auf dem Militärflughafen die »heiteren« Olympischen Spiele von München beendete. An diese Publicity jedoch erinnern sich die Besucher nicht so gern. Dafür konnten sie schließlich nichts. Also redet man am ehesten nicht darüber.

Beachtenswerter ist die wunderschöne Landschaft, die zwar flurbereinigt und zubetoniert wurde, aber was kannst dagegen schon machen? Oder die kleinen Gemeinden ringsum, die zwar immer mehr zersiedelt wurden aber pausenlos den Wettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden« gewinnen.

Die Amper, der reizvolle Fluß, der sich durch den Landkreis schlängelt, wäre auch noch erwähnenswert. Obwohl er immer mehr in die Fänge der »Wasserwacht« gerät, die überall sogenannte Stützpunkte hat. In einem davon ist sogar eine Frau »Ortsgruppenleiter«, und neben dem Gerätewart gibt's einen Frauenwart. Besonders stolz ist man im Brucker Landkreis auf den kürzlich fertiggestellten Atombunker für 2 000 Leute. Immerhin leben über 175.000 Menschen hier.

FFB hat auch einen Landrat. Und der hat einen Drang zum Höheren. Durch die Kreisbehörde läßt Gottfried Grimm beispielsweise gerne Auto-Aufkleber verteilen, die sogleich signalisieren, wen man da vor sich hat: Fürsten Freiherren Barone. Störend ist da nur der Volksmund, der klassenbewußt assoziiert: Fahrst Furt Bauer.

Grimm's Parteifreund Max Steer hat ebenfalls ein hohes Amt. Er ist Bürgermeister der Stadt Fürstenfeldbruck. Auch sein politisches Gespür ist sehr ausgeprägt. Als vor einigen Jahren innerhalb kürzester Zeit drei Nazi-Veranstaltungen über die Brucker Bühnen gehen durften, nannte Steer eine Gegendemonstration von Gewerkschaft, SPD und VVN einen »pathologisch überspitzten Krampf von Organisationen, die sich wichtig tun«. Vor dem Jungbräu in Bruck also die »Wichtigtuer« in Gestalt ehemaliger KZ-Häftlinge, drinnen im Saal, geschützt von einem gewaltigen Polizeiaufgebot, die Alt- und Neonazis. Unter ihnen der Mengele-Freund Oberst Rudel, der, den rechten Arm gestreckt, ausruft: »Wir müssen die schlafende Mehrheit aufwecken, es ist nicht zu spät und nichts ist verloren ! «

In diesen Tagen nun feiert Fürstenfeldbruck ein solches Jubelfest. Der Marktflecken wurde im September 1935 zur Stadt erhoben. Und zu dieser 50-Jahr-Feier wurde nun eine Festschrift gedruckt. Auf Hochglanzpapier sind Grußworte zu finden vom Bürgermeister »Fröhliche Stunden. . .1 Maß zu 3,20 DM – wie in alten Zeiten...ein herzliches Prost«. Große historische Ereignisse des »Volks- und Heimatfestes« werden angerissen, daß etwa 1909 ein »Allgäuer Wunderstier mit 6 Füßen, doppeltem Rückgrat und 2 Geschlechtsteilen sowie der Simmenthaler Wunderstier mit nur 3 Füßen, ohne jeglichen Ansatz eines vierten Fußes« die Attraktionen waren. Aber dann, nach dem Ende des Marktfleckens 1935, »ließ man es sich nicht nehmen...l936 die Stadterhebung mit einem Volksfest in einem besonders festlichen Rahmen zu feiern. Dieses Fest wurde zu dem grandiosesten der Vorkriegszeit, zu dem die Stadt ihr Festkleid anlegte...Übrigens: Dachau, in dem zu der Zeit schon drei Jahre im Konzentrationslager Menschen umgebracht werden, ist die Nachbarstadt Fürstenfeldbrucks.

Weiter geht's in der Festschrift mit der komplett wiedergegebenen »Festfolge zur Stadterhebungsfeier« 1936. Da ist zu lesen, daß ein Standkonzert am Adolf-Hitler-Platz stattfand, daß es ein Propagandafußballspiel gab, einen Reigen des BDM, einen Kindertag. 21 Salutschüsse verkündeten die Aufstellung zur Totenehrung, dann Abmarsch zum zwanglosen Bierabend. Ein historischer Festzug »Der Werdegang der jungen Stadt durch 1000 Jahre« zeigte Geschichte in Punkten. Einer davon hieß »Herzog Ludwig der Strenge«, der Anfang des 13. Jahrhunderts aus Eifersucht seine Gemahlin Maria von Brabant enthaupten ließ und zur Sühne das Kloster Fürstenfeld stiftete. Andere lauteten »Der Dreißigjährige Krieg«, »Aus dem Krieg 1870/71 «, Der Weltkrieg« »Das Dritte Reich«

»Arbeitsfront«, »Kraft durch Freude« oder »Unter der Reichsbundflagge für Deutschlands Ehr und Wehr«. Dazwischen ist auf Fotos zu erkennen, daß die SA mitmarschierte, und daß die junge Stadt reich beflaggt mit Hakenkreuzfahnen war.

Heute nun, 50 Jahre später, steht in der Festschrift neben dem Programm der Nazis das Programm der Neuzeit. Das Standkonzert findet diesmal wiederum statt, allerdings auf der inzwischen umbenannten Hauptstraße. Es gibt Sportveranstaltungen, einen Kindertag. Und der historische Festzug ist wieder in Punkte gestaffelt. Er beginnt mit »Polizei marschierend«, geht weiter mit »Fahnenträger«, »Fähnchenträger«, »Krieger- und Soldatenkameradschaft«, Vereinen, Landsmannschaften, Festkutschen und endet mit Punkt 57. »Polizeifahrzeug«.

In Fürstenfeldbruck gedenkt man selbstverständlich auch jedes Jahr am Volkstrauertag der Gefallenen beider Weltkriege und der Opfer der Nationalsozialisten. Da geht's dann immer sehr würdig zu, mit Honoratioren aus Stadt und Land und hochdekorierten Bundeswehrlern.

Am letzten Volkstrauertag wollte eine junge Frau für die Friedensinitiative Fürstenfeldbruck ebenfalls einen Kranz in der Leonhardi-Kirche an der Hauptstraße niederlegen. Doch ein Polizist verwehrte ihr den Zutritt, weil »der Verdacht besteht, daß Sie die Veranstaltung stören wollen«. Auf ihre Frage, wodurch dieser Verdacht entstanden sei, meinte der Polizist »Das sieht man ja an der Kleidung«. Er riß die junge Frau zur Seite und stellte ihre Personalien fest. Das blöde daran war nur,

daß Margit Schneider-Höll ganz offiziell zu dieser Feier geladen worden war. Sie ist nämlich Stadträtin für die Grünen in Fürstenfeldbruck.

Konkret 08/85, S. 74

Ernest Mandel, Paul Depondt, Piet de Moor

Kapital und Verbrechen

Wenn schon keiner mehr politische Bücher lesen will, ein Vorschlag von Brecht: Kehren wir zu den Kriminalromanen zurück! Trusts und Monopole, Agenten, Politruks und Millionäre – alle Übel der Welt sind im Detektivroman. Meisterdenker Ernest Mandel, sonst ins »Kapital« vertieft, hat 1000 Kriminalgeschichten gelesen und gleich eine Geschichte des Kriminalromans daraus gemacht. Paul Depondt und Piet de Moor horchten ihn aus

Einmal konnte man es in der ehrwürdigen »Le Monde« lesen: die besten belgischen Exportgüter seien Hergé, Simenon und Mandel. »Das war doch ein wenig übertrieben«, sagt Ernest Mandel, und recht hat er. Das ökonomische Denken Mandels ist ja größeren Exportrestriktionen unterworfen als Maigret oder Tin-Tin. In verschiedenen Ländern ist er *persona non grata.* Als Vorsitzender der Vierten Internationale und Gallionsfigur der trotzkistischen Bewegung wird ihm die Einreise in die Vereinigten Staaten und die Sowjet-Union nach wie vor verweigert. Seine gute Laune verliert er aber nicht. 'Meinen Optimismus nimmt mir niemand ab'. Seine ökonomischen Auffassungen haben sich, seiner Meinung nach im Laufe der Zeit bewahrheitet. Mehr als zwölf Stunden täglich ist er als Professor und als marxistischer *maître penseur* beschäftigt. Mandels 'Marxistische Wirtschaftstheorie' und 'Der Spätkapitalismus' gehören zur klassischen marxistischen Literatur. Wer wäre nicht davon überrascht, daß ausgerechnet Mandel ein Buch über die soziale Geschichte des Krimis schreiben würde? »Ich habe in den letzten dreißig Jahren Tausende *crime stories* gelesen. Ich hatte nicht die Absicht, darüber ein Buch zu schreiben, und trotzdem hat das Material sich dermaßen aufgestapelt, daß ich angefangen habe, darüber nachzudenken.« Der Londoner Verlag Pluto Press hat die Ohren gespitzt und Mandel gebeten, darüber ein Buch zu schreiben. Diese Herausforderung hat er angenommen. Ihn interessierte, weshalb Millionen Leute in die Lektüre von Krimis vernarrt sind. 'Heutzutage geht das Interesse an politischen Büchern, egal welcher Tendenz, in West-Europa zurück. Das Interesse an Kultur aber wächst ständig. Auf Umwegen kann man also versuchen, soziales Bewußtsein weiter zu entwickeln. Es gibt eine *Hausse* des Krimis, und eben das ist für mich eine Gelegenheit, gesellschaftliche Phänomene zu verdeutlichen.«

KONKRET: *Der Krimi fesselt Sie. Warum eigentlich ?*

Mandel: Das kann man auf eine sehr einfache Formel reduzieren: während du Krimis liest, denkst du überhaupt an nichts anderes. Wenn du mit der Lektüre fertig bist, denkst du nicht mehr daran. Es geht, buchstäblich, um Entspannungslektüre, um *détente.* Ich versuche, mich zu entnerven, dann kann ich auch besser meinen antikapitalistischen Gelüsten frönen. Der Kampf gegen den Streß ist keine selbstgenügsame Aktivität, sondern funktionell. Entspannt kann ich besser arbeiten. Der Krimi ist für mich der Alkohol oder der Tabak des Geistes. Ich rauche nicht und ich trinke nicht, stattdessen leiste ich mir die Lektüre von Krimis. Ein schlechtes Gewissen habe ich dabei niemals gehabt, so, wie ein Trinker niemals ein schlechtes Gewissen hat, wenn er trinkt.

KONKRET: *In Ihrem Buch betonen Sie ausdrücklich die eskapistische Funktion des Krimis. Darüberhinaus wollen Sie aber auch beweisen, daß anders als in den zwanziger und dreißiger Jahren im heutigen Krimi die bürgerliche Gesellschaft sehr schlecht wegkommt, der Krimi also desintegrierend wirkt. Wie paßt das zusammen?*

Mandel: Kolportage-Literatur wirkt auf Menschen, die normalerweise nicht nachdenken sicher anders als auf Menschen, die sich kritisches Denken angewöhnt haben. Der Eskapismus gilt für beide Gruppen, aber bei der zweiten Gruppe wird er immer mit einem relativen Grad von Reflektion verbunden sein. Wer dieses kritische Bewußtsein nicht besitzt, wird eher der Ideologie solcher Romane aufsitzen, die unbewußt und heimtückisch eingespritzt wird und Hand in Hand geht mit den mörderischen Butlern und verrückten Millionären, die diese Romane bevölkern. Für die erste Kategorie der Leser spielt also die integrierende Funktion eine zentrale Rolle. Manche Kritiker und Historiker – nicht nur Marxisten – haben betont, daß diese Romane eine Katharsis-Funktion ausüben. Jeder weiß, daß die Welt vom Übel heimgesucht wird, egal ob dieses Übel nun der Teufel, der Klassenfeind oder die Warenproduktion genannt wird. Leider sind wir *um* und *in* uns mit diesem Übel konfrontiert, denn niemand wird leugnen, daß es da ist. Der Krimi gibt ein plastisches Bild dieses Übels, aber hebt es auch auf. Seine Funktion ist: Ende gut, alles gut. Die Guten werden belohnt und die Bösen bestraft. Dennoch gibt es auch ein zweites Element der Integration. Ich behaupte nicht, daß der Krimi vor Non-Konformismus warnt, denn Sherlock Holmes kann man bestimmt nicht einen Konformisten nennen. Dennoch wird dir vom Krimi empfohlen, nicht über die Schnur zu hauen. Wie kommt es denn eigentlich zum Verbrechen? Weil bestimmte Leute vor Leidenschaft, Habgier und Eigeninteresse nicht so sind wie Durchschnittsmenschen. Im klassischen englischen Roman heißen sie die *bad ones,* die es zu meiden gilt, weil es mit denen schlecht abläuft. Agatha Christie zum Beispiel hat in der Gattung subtile Arbeit geleistet, im Gegensatz zum Kolportage-Roman aus den zwanziger Jahren, in dem jeder Gewerkschaftsagitator als Verbrecher angeprangert wird. Letzten Endes und vereinfachend zusammengefaßt bezwecken diese Krimis den Schutz des Privateigentums. Staat und Obrigkeit machen immer eine bessere Figur als diejenigen, die jenseits der Barrikade stehen.

KONKRET: *Dieses Bild des Krimis stimmt aber heute nicht mehr.*

Mandel: Einer der großen Wendepunkte in der Geschichte des Krimis war der Spionage-Thriller, dessen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg anfing. Der Spionage-Roman hat dem Manicheismus ein Ende bereitet, daß die Guten hundertprozentig gut und die Bösen hundertprozentig schlecht sind. Genau dieser Manicheismus aber war die Vorbedingung für die integrierende Funktion des Krimis. Er verschwindet unvermeidlich, denn naturgemäß ist der Spion nicht der Spielball seiner Leidenschaften – die spielen eine Nebenrolle – , sondern der Agent der Obrigkeit. Die Schwarz-Weiß-Verhältnisse vermischen sich zur Grauzone.

Nach dem Zweiten Weltkrieg tauchen die großen Autoren des Spionage-Romans auf: Le Carré zum Beispiel, der einen deutlich spüren läßt, daß unsere Hälfte eigentlich doch nicht so gut ist, wie wir gedacht haben, daß die Gegenhälfte eigentlich nicht so böse ist, wie wir uns immer gedacht haben. In dieser Welt kann es passieren, daß der Spitzel von der eigenen Partei ein Messer in den Rücken gestochen bekommt. Das ist nun wirklich desintegrierend und manchem Leser kommen da schon Zweifel an der Legitimität der herrschenden Ordnung. Manche dieser Romane geben ungeheuer viel Einzel-Informationen. In meinen marxistischen Vorlesungen würde ich es nicht wagen, so weit zu gehen. In diesen Romanen gibt es zum Beispiel einen Trust, der die Vereinigten Staaten kontrolliert und den Präsidenten absetzt, weil der eine Weltverschwörung organisiert zur Errichtung eines Vierten Reiches, das die ganze Welt umfassen soll. Andere Romane behaupten dasselbe von den Russen – einseitig sind sie nicht. Die Leser stören sich überhaupt nicht mehr an diesen schroffen Geschichten, und genau das ist kennzeichnend für die allgemeine Skepsis, die bei den Intellektuellen überwiegt. Es gibt keine anständigen Politiker mehr, es gibt nur noch lügenhafte Politiker. Über Politiker darf ein Autor alles behaupten, glaubwürdig bleibt der Autor in jedem Fall.

KONKRET: *Steckt darin nicht eine Gefahr? Viele 'non-fiction-novels' sind so gut dokumentiert, daß sie fast einen Anspruch auf Authentizität bekommen? Die Fakten jedenfalls stimmen.*

Mandel: Die technischen Details spielen eine große Rolle, und das hat mit dem Zeitgeist zu tun. Wir leben in einem technologischen Zeitalter, in dem das Interesse oder Pseudo-Interesse für technische Kenntnisse oder Pseudo-Kenntnisse zugenommen hat. Davon findet man in diesen Romanen natürlich Spuren. Die Tochter des amerikanischen Präsidenten Truman, die eine anerkannte Autorin zweitklassiger Detektiv-Romane ist, hat ein Buch geschrieben, in dem überwiegend von Kaviar die Rede ist. Man liest das gerne, denn man lernt etwas dazu. Es geht nicht mehr nur um das Geheimnis, das gelöst werden muß, sondern auch um die Information, die man da erhält.

KONKRET: *Steckt darin kein Betrug?*

Mandel: Sicher, ein möglicher Betrug, weil die Grenze zwischen Information und Erfindung nicht mehr genau abzustecken ist. Zum Beispiel hat der Amerikaner Mario Puzo, dessen »Der Pate« ein Welterfolg geworden ist, ein Buch geschrieben, »Der Clan der Sizilianer«, das in Amerika und sonstwo auf der Bestsellerliste steht. Protagonist ist eine fast tragische Figur, der sizilianische Bandit Juliano, der am Ende des Zweiten Weltkrieges eine wichtige Rolle in der sizilianischen Politik gespielt hat. In Puzos Buch wird er als Volksheld dargestellt. Es stimmt, daß Puzo ein intelligenter Mensch ist, der damals links engagiert war und der die Quellen kennt. Dennoch ist seine Geschichte eine bewußte Manipulation, denn Juliano war Agent der Großgrundbesitzer, die am Ende des Krieges ihre Hoffnung auf den Separatismus gesetzt hatten und die später die Rückkehr des rechten Flügels der Christ-Demokraten bewirkt haben, mit Hilfe der Mafia. Dieser Juliano hat etwa 450 Menschen ermordet, meistens arme Bauern, Gewerkschaftler, Kommunisten.

KONKRET: *Einerseits wird der Krimi spezialisierter und verwickelter. Gibt es aber nicht auch eine Abspaltung: vom harten Krimi zur Video-Cassette und damit zum Analphabetismus und zur Verblödung?*

Mandel: Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre hatte es den Anschein, als ob der harte Krimi – Gewalt, Pornographie, Sadismus, das *»kill, kill, kill«* von Mickey Spillane – die Oberhand gewinnen würde. Das ist nicht geschehen. Das ist eine Entgleisung geblieben. Ich bin aber davon überzeugt – hoffentlich irre ich mich – , daß der Übergang vom geschriebenen Wort zum Bild, vom Krimi zur Video-Cassette, verhängnisvoll sein könnte, weil man da an Techniken gerät, die man nicht mehr kontrolliert. Die Anzahl der Video-Cassetten, die heute in Umlauf gebracht werden, ist zwar viel geringer als die Anzahl Bücher, die verbreitet werden. Wenn es aber in London mehr Läden mit Video-Cassetten als Buchhandlungen gibt, kann man das schon einen zivilisatorischen Wendepunkt nennen.

KONKRET: *Kann sich ein sozialkritischer Krimi dagegen behaupten?*

Mandel: Ich denke schon. In den Büchern von Michael Thomas, »Green Monday« zum Beispiel, wird äußerst scharf mit dem Großkapital abgerechnet. Die Italiener Fruttero und Lucentini, gemäßigte Journalisten bei »La Stampa«, haben die Stadt Turin durchleuchtet, die von einer einzigen Familie, den Agnellis von Fiat, lückenlos kontrolliert wird.

Ob ein Krimi gelungen ist, hängt ab vom Talent und von der Ehrlichkeit des Schriftstellers, nicht sosehr von seiner politischen Überzeugung.

KONKRET: *Weshalb bevorzugen Sie Jack London, von dem ja auch Trotzki viel hielt?*

Mandel: Ja, ja, schön. (Lacht). Das ist sehr böse, was Sie da sagen. Nein, nicht weil Trotzki das behauptet hat. Die zwei Bücher, die mich als Kind beeinflußt haben – damals war ich zwölf, dreizehn Jahre alt – waren »Die Elenden« von Victor Hugo und »Martin Eden« von Jack London. Das war bevor ich Trotzkis Urteil über London gelesen hatte. In meinem Buch »Delightful Murder« ist von Londons »Assassination Bureau Ltd« die Rede, einem Krimi, den ich vor kurzem zum erstenmal gelesen habe. Ich halte es für ein großartiges Buch, in dem London wieder seinen prophetischen Geist unter Beweis stellt. Die Auseinandersetzungen, die er die Leute über dieses »Mordbüro« führen läßt, sind genau die, die zwanzig, dreißig Jahre später von den linken Intellektuellen geführt wurden: die Rolle des Terrorismus, ob es vorteilhaft oder unklug ist, seine Gegner umzubringen, die Rolle der Massen-Aktion dem individuellen Terror gegenüber, die Frage der Organisation, die Rückwirkung des Organisationsschemas auf die eigene moralische Entwicklung. Camus und Sartre haben das weniger deutlich ausgedrückt als Jack London schon 1910, und das in einem Detektiv-Roman!

KONKRET: *Wie sieht das Verhältnis aus zwischen Verbrechen, Krimi und bürgerlicher Gesellschaft? Im Schlußsatz Ihres Buches heißt es, die bürgerliche Gesellschaft sei eine kriminelle Gesellschaft.*

Mandel: Es klingt wie ein Gemeinplatz, aber man darf nicht vergessen, daß in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften die bürgerliche Gesellschaft die erste und eigentlich auch die einzige ist, die sich völlig auf das Privateigentum und die Warenproduktion stützt. Nimm diese beiden Elemente: Bedrohung des Privateigentums und schärfere Konflikte zwischen allgemein akzeptierten menschlichen und gesellschaftlichen Spielregeln einerseits und andererseits individuellen Leidenschaften und Eigeninteressen. Das ergibt doch das Bild des Verbrechens. Das ist eine pseudo-wissenschaftliche Umschreibung dessen, was Verbrechen ist. In dem Sinne ist die bürgerliche Gesellschaft eine Gesellschaft, in der das Verbrechen sich breitmacht, wie in keiner vorkapitalistischen Gesellschaft.

Das Eigeninteresse, der Egoismus oder, um es wissenschaftlich auszudrücken, der Konkurrenzkampf im weitesten Sinne des Wortes wird vom Kapitalismus gefördert und auf die Spitze getrieben. Zügelloser Konkurrenzkampf läuft darauf hinaus, daß sich die Grenze zwischen Gesetzlichkeit und Verbrechen völlig verwischt. Das hat man in vorkapitalistischen Zeiten auch gekannt, aber nicht in dem Maße: Raubritter, das Wort sagt es, waren Räuber und Ritter, was man im neunzehnten Jahrhundert in der Periode der Trust-Bildung in den Vereinigten Staaten *robber barons* genannt hat. Auch das sind Raubritter, aber Raubritter des Großkapitals. Die dritte Generation hat inzwischen vergessen, was die erste Generation gewesen ist: die hat gestohlen, um sich zu bereichern.

KONKRET: *In Ihrem Buch ist von zwei tragischen Figuren die Rede: Graham Greene und Georges Simenon. Greene schreibt, um der Langeweile zu entfliehen und kann nicht verstehen, daß Leute, die nicht kreativ beschäftigt sind, weiterleben können. Simenon aber, der ein sehr chaotisches Leben geführt hat, sucht sein Gegenbild in der Figur von Maigret, dem Kleinbürger. . .*

Mandel: Maigret wird nicht zufrieden sein, wenn Sie das sagen, aber richtig ist es schon.

KONKRET: *Ist dieses existentielle Gefühl nicht unabhängig von der Organisation der Gesellschaft? Anders gefragt: Sie behaupten in Ihrem Buch, daß im Krimi das Rationale und das Irrationale durcheinanderlaufen, so wie das auch in der bürgerlichen Gesellschaft der Fall ist. Gibt es aber Gesellschaften, die nur rational sind?*

Mandel: Sicher ist es richtig, daß die Mischung von Rationalismus und Irrationalismus die Grundlage des Krimis bildet. Man kann das übrigens symbolisch belegen. Nur wenige Leute wissen, daß Sir Conan Doyle, der Schöpfer von Sherlock Holmes, der absolutes Vertrauen in die analytisch-deduktive Methode setzte, um Rätsel zu lösen selbst ein Buch geschrieben hat in dem er zu beweisen versucht, daß Elfen wirklich existieren. Das ist die schönste Verbindung von Rationalismus und Irrationalismus, die man sich vorstellen kann. Und besagt noch nichts darüber, was in der Gesellschaft vor sich geht. Angst und Langeweile wie bei Greene oder Simenon gibt es in einem Zeitalter mehr als im andern. In der klassischen französischen Literatur des 17. Jahrhunderts trifft man dieses Element kaum an. Langeweile in den Dramen Racines? Nein. Angst? Ein wenig vielleicht, aber nicht viel. Die Leidenschaften, die da beschrieben werden – und die ja auch sehr destruktiv sind – führen zwar zum Mord, aber Angst und Langeweile trifft man da nicht an. Das ist ein *fin-de-siècle*-Gefühl, das verbunden ist mit dem Ende der herrschenden Produktionsweisen und Gesellschaftsformen. Auch im Zeitalter der Aufklärung spürt man diese Gefühle kaum vielleicht beim Adel, aber glücklicherweise schreibt der nicht. Vielleicht bei De Sade, aber das ist nicht die kennzeichnende Figur des 18. Jahrhunderts. Daß dieses Gefühl jetzt so stark lebt, hängt mit dem Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft zusammen. Das ist nicht nur negativ gemeint. Denn die Leute – und da taucht mein Optimismus wieder auf – , sind sich dessen doch bewußt oder halbbewußt. Eine der markantesten Veränderungen, die ich in den letzten vierzig Jahren festgestellt habe, ist, daß sogar diejenigen, die diese Gesellschaft akzeptieren, trotzdem wissen, daß dies keine harmonische, makellose Gesellschaft ist.

Konkret 08/85, S. 78

Walter Klier

Keine Aussicht auf Abkürzung

Hermann Peter Piwitt: Die Umseglung von Kap Hoorn durch das Vollschiff Susanne I909 in 52 Tagen, Konkret Literatur Verlag, 256 Seiten, DM 24,-

»Beliebt bei uns ist die Legende vom grundsätzlichen Gegensatz zwischen Geist und Macht: Sie ernährt ihren Mann. Sie verschweigt, daß die meisten Intellektuellen offen oder heimlich, bewußt oder unbewußt der Macht zuarbeiten. Und sie hilft vergessen machen, daß da womöglich noch andere soziale Gegenkräfte als der Geist existieren könnten, auf die sich Widerstand bauen ließe.«

In diesen unsren achtziger Jahren geht es makaber zu. Man findet sich in Bereichen, die endgültig geklärt schienen, unversehens in eine Verteidigungsstellung gedrängt; nichts ist so blöd, daß es nicht eines Tages mit aller Macht wiederkehren könnte, selbst die Religion und verwandte Gebiete, und nicht nur aus bloßem Abwechslungsbedürfnis in der »Gummizelle Kapitalismus« (Piwitt), aus dem sich ja viele der scheinbaren Bewegungen im geistigen Leben ableiten lassen. Ein unabsehbarer Wust von Bekenntnissen zur Familie, zur Tradition, zum Wirtschaftswachstum verstopft neuerdings die Gänge unseres freien westlichen Medienwesens immer mehr, die Schreiber abweichender Meinungen fallen dem beliebten Platzmangel (dem westlichen Pendant zum östlichen Papiermangel) zum Opfer, die freien Mitarbeiter werden endlich so frei, daß nichts mehr von ihnen übrig bleibt.

Autoren sind leicht unter Druck zu setzen; sie verbinden das Risiko des Unternehmers mit dem des Gelegenheitsarbeiters, für dessen Fähigkeiten jederzeit Ersatz in beliebiger Menge zur Verfügung steht. Es ist nun interessant zu beobachten, wie sie sich in dem augenscheinlich anbrechenden atomaren Biedermeier verhalten. Arno Schmidt stellte einmal fest: »Das muß jeder selber entscheiden, ob er ehrlich sein will – oder Klassiker«. Angesichts der letzten Strauß- und Handkewerke (um nur die zwei Galionsfiguren zu nennen) wird es klar, wie die Entscheidung derzeit massenhaft getroffen wird, wenn sich die Autoren nicht in der ökologischen Nische einer der Betroffenheitsliteraturen oder der Redaktionen einer öffentlich-rechtlichen Sendeanstalt verkriechen.

Was George Orwell zu seinem Ziel erklärt hatte (allerdings beim Abfassen seiner zwei nachmaligen Welterfolge aus den Augen verlor), »to make political writing into an art«, und was, wie mir scheint, auch im Deutschland der Zwischenkriegszeit eine, wenn nicht selbstverständliche, so doch kräftige Existenz führte, ist zur Zeit rar: eine unverbiesterte und nicht von unausgesprochenen und demgemäß das Denken behindernden Loyalitäten blockierte linke Publizistik; Schreiber, die nicht angesichts jeder Drehung der Modeschraube den Kopf verlieren; für die die berühmte Betroffenheit Ausgangspunkt, Bedingung und nicht Denkersatz darstellt.

Die hier vorliegende Sammlung von Aufsätzen aus den letzten 10 Jahren zeigt Piwitt als einen, der die Herausforderung der politischen Auseinandersetzung annimmt und zugleich auf der Unverzichtbarkeit der »schönen« Literatur beharrt. Und darauf, daß die Abkürzungswege dorthin Bluff sind (das Vollschiff ist 52 Tage lang um dieses Kap Hoorn herumgesegelt). »Ein falsches Gefühl plausibel vermitteln, ist Täuschung. Ein richtiges falsch benennen ist Ausdrucksohnmacht, Versagen der Wahrnehmung, Mangel an Sinnlichkeit oder deren gedankenloser Ausdruck. Ein richtiges Gefühl genau vermitteln, setzt dagegen das Wissen davon voraus, daß die Lüge der Gesellschaft in jedem von uns steckt; und noch die Art, in der wir beichten, ist ein Teil von ihr. Wie sie dingfest machen, solange unser Mitleid mit unseren Leiden größer ist als unser Scharfblick für die Tatsachen, die sie verschulden?« Den Kristallisationspunkt dieser Überlegungen bildet das Brecht-Zitat: »Es wird sich herausstellen, daß wir nicht ohne den Begriff der *Schönheit* auskommen.« Die Schönheit ist diese zentrale und wenig genau faßbare Größe im Nachdenken über Literatur, eine Art Gravitationszentrum oder archimedischer Punkt, vor dem sich aber, begrifflich, ein schwarzes Loch befindet (und das findet sich, bei all den »linken«, die die Literatur lieben, Benjamin, Bloch, Tucholsky, Orwell), über das man springen muß, und es ist nicht sicher, wo man ankommt, auch wenn man es selber genau zu wissen glaubt. Natürlich stehen genug Begriffe zur Verfügung, um sich jeweils aus dem Schlamassel hinauszuargumentieren, in das einen dieses Bestehen auf der unreduzierbaren Wichtigkeit der Literatur immer von neuem bringt gegen die Verpflichtung zum unmittelbaren Engagement, zur politischen Aktion.

Negative Bestimmung: »Weil verkommene Sprache auch immer Indiz ist für verkommene Gedanken, falsche Gefühle und falschverstandene Sachverhalte.« Darauf ist Karl Kraus ja zur Genüge herumgeritten, nur: wann die Sprache nun verkommen ist, (nicht etwa nur Verkommenes beschreibt) und wann nicht, das müssen wir spüren; was wir können, wenn wir gelernt haben, die Sprachregister in unser Reiz-Reaktions-Schema zu integrieren, auf deutsch: genug gelesen und das Gelesene genug ernstgenommen haben, um uns ein Urteil anzumaßen, um dann zu bemerken, daß selbst die mit einem ganz ähnlichen Reiz-Reaktions-Apparat nicht unserer Meinung sind.

Positive Bestimmung: »Etwas, das auf irgendeine Weise sonst gelungen, notwendig, plausibel wäre«. Schöner kann man es kaum sagen, gelungen, notwendig, plausibel. Um an der nächsten Wegbiegung zu entdecken, daß unterdessen der Text sich geändert haben muß oder mart selber oder beide, das Gelungene ist nun dilettantisch (ohne daß sich am Text das geringste

geändert hätte, am Wortlaut), die Notwendigkeit sehen wir nicht mehr ein und so fort. Der archimedische Punkt ist weitergerutscht, der Hebel zu kurz. Natürlich ist trotzdem das Gespräche über die Literatur und das Bewerten der Literatur möglich und wichtig. Daß wir uns darüber (prinzipiell) einigen könnten, scheint mir für Piwitt zu sehr ausgemachte Sache zu sein.

Konkret 08/85, S. 79

Georg F□ lberth

Aufkl□ rung nachher und vorher

U□ e Wesel: Juristische Weltkunde. Eine Einf□ hrung in das Recht. Suhrkamp Verlag, st□ 467, 213 Seiten, DM 14.-

Nach-Aufklärung ist ein von mir hiermit erfundendes Wort und meint folgendes:

Erhellung der Geister geht oft Revolutionen und Reformen voran. Scheitern diese, breitet sich Mystizismus und-Verdrängung aus. Nichts von den Einsichten, welche die Veränderung als notwendig nachwiesen, soll wahr gewesen sein. Nach-Aufklärung wäre das Bemühen, die Finsternis wieder zu lichten, indem ihre gesamte Vorgeschichte geschrieben wird. So verstanden kann Historie eine kritische Wissenschaft werden.

Damit bin ich bei Uwe Wesels Buch »Juristische Weltkunde«. Der Verfasser gehört zur glücklicherweise nicht völlig kleinen Fraktion der bunten Vögel unter seinen Kollegen: ein Paragraphenkenner als eleganter Schriftstellers der aber – im Unterschied zum von ihm häufig zitierten Tucholsky – nicht fachflüchtig wurde, sondern bei der erlernten Sache bleibt: Römisches Recht, Bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht. Sogar eine Art Achtundsechziger ist er gewesen: 1969-1973 Vizepräsident der FU, sein SPD-Parteibuch kam ihm 1974 abhanden. Doch war er schon damals gelehrt und alt genug, um heute nicht als Melancholiker zurückzubleiben. Frühere Schriften von ihm heißen: »Die Hausarbeit in der Digestenexegese« und: »Rhetorische Statuslehre und Gesetzesauslegung der römischen Juristen«, die neueren: »Der Mythos vom Matriarchat«, »Aufklärungen über Recht« und eben die »Juristische Weltkunde«. Ganz neu ist 1985: »Frühformen des Rechts in vorstaatlichen Gesellschaften«.

Wahrscheinlich immer noch etwa die Hälfte der Spitzenpositionen in der Bundesrepublik ist mit Juristen besetzt. Das ist der gefährliche. da einflußreiche Teil der Zunft (im Unterschied zu arbeitslosen Absolventen der rechtswissenschaftlichen Fakultäten und armen Advokaten). »Diese Machtelite ist ihrer selbst unsicher geblieben, weil immer noch dieser unglaubliche Widerspruch besteht zwischen dem hohen Maß ihrer Kompetenzen und dem niedrigen Niveau ihrer Fragestellungen.«

Dagegen gab es Rezepte: Brechung des Juristenmonopols, Einbau der Soziologie in das Rechtsstudium, einphasige Ausbildung – vorbei, vorbei. Derlei läßt sich heute noch fordern, was ehrenwert und relativ wirkungslos ist. Man kann aber den Schotter auch zum Knirschen bringen, wenn man darin herumgräbt. Das ist lehrreich und keineswegs unpolitisch: der skeptische Hochschullehrer teils als Prinzenerzieher, teils als einer, der dem bislang gläubigen breiten Publikum den Priestertrug erklärt, gewiß auch als Unterhalter, warum nicht.

Recht, so Wesel, wurde zur Herrschaftstechnik mit der Entstehung der Klassengesellschaft. Vorher beruhte es auf Konsens, Moral und Religion. Das Römische Recht wird im Deutschen Reich rezipiert, sobald es kapitalistischen Verhältnissen Form und Legitimation geben kann. Dann die nichtkatholische Variante des Naturrechts: bei Hugo Grotius, Pufendorf und Thomasius ein Anlauf zum Volksrecht, in Preußen zeit- und teilweise von oben aufgedrückt. Savignys Historische Schule bringt das wieder in Ordnung, indem sie die römisch formulierte kapitalistische Ausbeutung als Offenbarung des Volksgeistes verklärt. So bleibt es im BGB von 1900, »das den damaligen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, so ungerecht sie gewesen sind, vollkommen angemessen war.«

Ist die Vergangenheitsform in Ordnung? Die Regelungsdichte des Arbeitsrechts in der Weimarer Republik sowie der Mieterschutz der sozialliberalen Koalition stimmen den Autor milder. Andere Rechtsgebiete liefern seinem radikaldemokratischen Zorn Zunder genug.

Reicht das? Ja, doch. Wesel zeigt, nicht nur anhand der Rechtsprechung im Faschismus, die politische Verfügbarkeit juristisch durchaus korrekter Urteilsfindung und beantwortet die Frage nach den aktuellen Anpassungsleistungen der Rechtswissenschaft: »Die Verteidigung des Abendlandes mit den Mitteln der modernen Technik. Leicht ist es nicht.« Mag ja sein, daß diese Gesellschaftsordnung praktisch noch zu retten ist. Die dazu erforderliche Kombination von Stückwerken und Improvisationen, autoritär geordnet durch *hM,* die *herrschende Meinung,* kann nicht Wissenschaft sein. Spricht Wesel. Juristen wenden Paragraphen an und machen damit Politik. Kaum einmal ist herauszufinden, ob sie wissen, was sie tun. Vielleicht ist das auch gleichgültig, wenn Friedrich Flick, vom ganzen Berufsstand sprechend, recht hat: »Jurist wird man nicht. Jurist hält man sich.«

Uwe Wesel zitiert dieses apokryphe Wort nicht, und das muß auch nicht sein. Die immanente Analyse juristischen Denkens und seiner möglichen Folgen ist ohnehin überreichliche Aufklärung für Veränderungen von morgen – falls sie denn jemand will. Nur: Was macht man bis dahin mit all den Kenntnissen über Begriffe, Systeme und Techniken, die sich nur dadurch legitimieren, daß sie einträglich sind und/oder ihrerseits Macht rechtfertigen?

Von klügeren Juristen über vierzig wird berichtet, daß sie – wenn sie keine Reaktionäre sind – entweder zynisch oder auf Konsum reduziert sind oder heimlich Gedichte schreiben oder eben außerhalb ihres Fachs zusätzlich dilettieren, wenn es ihnen denn schon nicht gelingt, einfach politisch draufloszuagieren, in der Hoffnung, sich so instrumentell nützlich zu

machen. Historiker der machtbewußten Borniertheit: das ist im Vergleich dazu kein übler Job. Oder auch dies: wenigstens formulieren können, was einen quälte, wenn man gezwungen wäre, voll mitzumachen. Das ist wohl nicht Resignation oder Feuilleton im Studium Generale (ein Veranstaltungstyp, der im übrigen jetzt wieder in Mode kommt), sondern Abmessen der möglichen Distanz zu einem keineswegs irrationalen, sondern voll systemdienlichen Hantieren. Diese erst macht ein solches Bändchen nützlich für die Juristen-Anfänger, denen der Verfasser über zweihundert Seiten lang eher von ihrem Studium abrät.

Im Anhang entläßt er sie so: »Wer es dennoch versuchen will, aktiv und auf Dauer sich mit dem Recht zu befassen, für den steht vor dem großen Durchblick sehr viel Kleinarbeit.« Der Satz ist offensichtlich nicht wegen der Kleinarbeit geschrieben, sondern wegen des Wörtchens »dennoch«, welches verdolmetscht lauten muß: »trotz all dessen, was ich Euch vorstehend erzählt habe«.

Der Verfasser kennt seine Pappenheimer und weiß, daß sie sich nicht werden davon abhalten lassen, Juristerei zu studieren, eben dennoch. Darum sind die zunächst Bornierten vielleicht seine wichtigsten Zuhörer – und nicht diejenigen, welche schon wissen, was die »Kritische Justiz« ist. Gut wäre auch – oder sogar besser, da seltener – es gäbe daneben eine Weltkunde der Elektronik oder der Chemie oder der Gentechnologie oder der Betriebswirtschaft, für die andere Hälfte der »Elite«. Gegenwärtig kriegen die Lehrerinnen und Lehrer Druck: sie sollen mehr Technik-Affirmation bringen. Deshalb kaufen sie sich entweder einen Heimcomputer oder sie beginnen zu trotzen und zu weinen, was (falsch) als sozialwissenschaftlich und kritisch gilt. Nötig wäre ein Drittes: Schaffung von Abstand durch Beherrschung der Sache. An einem vergleichsweise einfachen Beispiel – Rechtswissenschaft ist leicht – liefert Uwe Wesel ein Modell-Buch für noch Schwierigeres.

Konkret 08/85, S. 80

Notizen

Saxophone Diplomacy

Diplomatie, das ist ja beileibe keine Erkenntnis der neuesten Stunde, ist auch die Hohe Kunst, viel zu reden ohne etwas zu sagen. »*Saxophone Diplomacy*« (hat ART 2013) heißt ein in diesem Sinn völlig undiplomatisches Doppelalbum des »Rova Saxophone Quartet«, aufgenommen während einer Tournee durch die Sowjetunion und Rumänien im Juni 1983. Da wird Klartext geredet, aus einem durchdachten, stringenten Konzept heraus gehandelt, auf den Punkt hin argumentiert, da wird nicht um die Tagesordnung gefeilscht oder um »vertrauensbildende Maßnahmen« – will sagen: die Aufnahmetechnik ist nicht auf dem allerletzten Schrei des elektronischen Wettrüstens – , es geht gleich, von Anfang an und nur, um die Hauptsache.

»Rova« – seit gut zehn Jahren spielen sie schon zusammen, die vier amerikanischen Saxophonisten Jon Raskin, Larry Ochs, Andrew Voigt und Bruce Ackley, und immer noch stehen sie tief im Schotten des »World Saxophone Quartet«. Und das weiß Gott zu Unrecht: Die vier Musiker aus San Francisco sind nicht nur mindestens ebenbürtige Virtuosen, sie sind – und das ist wohl das Entscheidende – als Gruppe konsequent einige beträchtliche Schritte weiter gegangen als etwa das »World Saxophone Quartet«. Wo jene bei allen klanglichen Integrationsbestrebungen doch immer in erster Linie vier Solisten bleiben, die in zweiter Linie zusammenspielen, da ist es bei »Rova« gerade umgekehrt. So funktionieren etwa bei »Rora« die Stücke nicht nach den gängigen Schemata wie Thema/Soli/Thema oder Solo/Background, sondern: die vier Musiker gehen von unterschiedlich streng festgelegten Konstellationen melodischer, harmonischer, rhythmischer und/oder klanglicher Ideen, gespielt von vier gleichwertigen Instrumenten, aus, es geht ihnen um das improvisierte Erkunden der diesen Konstellationen innewohnenden Möglichkeiten um das Auskundschaften neuer Wege von einer »Station« zur anderen. So greifen Komposition und Improvisation weit intensiver ineinander als etwa beim »World Saxophone Quartet«, die Grenzen verflüssigen sich. (Vertrieb: Pläne)

Fellini goes to Hollywood?

Nachdem Fellini als erster europäischer Filmemacher den Preis der Filmsociety des Lincoln Centers in New York erhalten hat – bisherige Preisträger waren unter anderem Charlie Chaplin, Alfred Hltchcock, Woody Allen und auch Fred Astaire (ach so!) – verdichten sich die Gerüchte, daß der mittlerweile auch schon 65jährige nun doch noch einen Film in den USA drehen wird. Luigi und Aurelio De Laurentiis haben bei ihm angeklopft. Er will entscheiden, wenn »Ginger und Fred« fertig ist.

»Der längste Kinotag«

Um die Besucherstatistik ein wenig zu pushen, haben sich das französische Kultusministerium und die französische Filmbranche einen Tag des Kinos zum Schleuderpreis einfallen lassen. Erstmals im Juni hatten die Franzosen die Möglichkeit, für 30 ffr = 10,- DM von 14 Uhr am Nachmittag bis in den nächsten Morgen hinein soviele Kinos zu besuchen und Filme anzusehen, wie sie vertragen konnten. Die einmal gelöste Eintrittskarte galt für alle Kinos der Republik.

»Blow out« murmelt er und drückt nach Stunden geduldigen Wartens einmal ab, steigt ins Taxi: »Zum Hauptbahnhof.«

Vorspann: James Monaco: »American Film Now« aus dem Amerikanischen von Christian Bauer, Carl Hanser Verlag München und Wien 1985, 392 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 48,- Mark, Titel der Originalausgabe »American Film Now«, New York 1979, 1984.

Begin at the beginning (Statt Bob Dylan nun Dylan Thomas): Der Übersetzer schreibt auf Seite 365: »Monaco hat nie geplant, ein Standartwerk zu schreiben, er wäre dann sicher manches Mal vorsichtiger in seiner Wertung gewesen. Der Verlag preist sein Werk auf der Rückseite des Einbandes mit dem keifenden Satz: »Das Standardwerk zum US-Film der 70er und 80er Jahre.« Der Autor schreibt im ersten Satz seines Vorworts zur zweiten amerikanischen Auflage: »Die achtziger Jahre sind praktisch zur Hälfte vorbei und niemand weiß so recht, was eigentlich los ist.« Ein geprellter Leser mit

Irokesenschnitt und Sonnenbrille tigert am Münchner Hauptbahnhof in ein very gelbes Taxi, rät dem Driver dringlich »Zu Hanser«, schraubt den Schalldämpfer auf. Blow out, oder wie das hier hieß: »Der Tod löscht alle Spuren.«

Abspann. The Ende.

Blaupause

Junger Wissenschaftler (arbeitslos) lebt mit Studienreferendarin (kurz vor dem Examen) zusammen, beide können nicht in Urlaub fahren, da schreibt er, angeregt durch einen Freund, eine Urlaubsgeschichte: Wie er mit seiner Freundin im VW-Bus nach Marokko fahren will, der Motor in Südfrankreich zu Bruch geht, beide von zwei Pärchen Franzosen aufgenommen werden, die ihnen den Wagen reparieren und auch gleich einen Intensivkurs über Liebe und Partnerschaft verpassen: Jede Französin geht mit jedem Franzosen ins Bett, ohne Eifersucht. Der Städter (Soziologe) reagiert gekränkt auf den Seitensprung seiner Freundin, bis er seine Lektion gelernt hat und befreit mit einer der Französinnen schläft. Dann, das Auto ist auch repariert, können die Deutschen weiterreisen.

Die Sommergeschichte von Klaus Modick (Ins Blaue, Machwerk-Verlag, 202 Seiten, DM 30.-) läßt sich an einem faulen Sommernachmittag im Schwimmbad locker weglesen. Nur darf man nicht beginnen über das Gelesene nachzudenken.

Die von Modick entworfenen Urlaubs-Franzosen bleiben unscharf, sozusagen bis auf ihre Geschlechtsteile, nichts sonst läßt erkennen, was sie bewegt. Und daß das Schreiben lediglich projezierende Wunschvorstellung sei, wie Modick uns das an seinem Ich-Erzähler vorführt, ist ebenfalls ein unanständig vereinfachendes Verständnis von Psychoanalyse.

Vollends peinlich ist der Umgang des Autors mit Kurt Tucholskys »Schloß Gripsholm«. Da Modick nichts zu sagen hat, schreibt er Tucholskys Sätze in sein Buch – »Merkwürdig, wie bei Menschen oft die ersten Sekunden über ihre gesamten späteren Beziehungen entscheiden«. Er zitiert oder bearbeitet nicht Motive und Charaktere, ihm fällt nichts ein, drum übernimmt er sie: Wie er die Freundin beim Schlafen beobachtet, den Namen des Ich-Erzählers (Kurt), das »Kikeriki« einer Figur als Zeichen des Wohlseins, Bemerkungen über Französinnen etc. Und dann natürlich die Idee der Sommergeschichte.

Mit der Schablone wollte da wohl Klaus Modick einem Erfolg nachschreiben, so kalkuliert sammelt er die schicken Klischees; doch sein Aufguß ist hohle Phrase durch und durch, ein verlogener Schmock, der, wie Bloch sagt, die Ohren zuschmiert und das Denken ermatten läßt. Nirgendwo ist zu erkennen, warum dieses Buch geschrieben wurde – nötig war es nicht.

Und wer eine Sommergeschichte lesen mag, der lese das Original.

T. Sch.

Deutschdemokratische Preise

Der Verhand der Film- und Fernsehschaffenden der DDR verteilte jetzt seine Preise für das Jahr 1984. Als bester Spielfilm wurde Seemanns »Ärztinnen« ausgezeichnet. Aus dem Angebot der staatlichen Progress-Filmverleihs gingen die Auszeichnungen an »Fanny und Alexander« (Schweden) »Frontromanze« (UdSSR) und »Tootsie« (USA). Ein Sonderpreis wurde an Volker Koepp, Christian Lehmann und Anne Richter für ihren Dokumentarfilm über Wittstock vergeben.

»Das kleine Punk«

Fünfzig Kinder- und Jugendtheaterleiter setzten in der Empfehlungsliste des Kindermagazins »Der Bunte Hund« neben anderen Ernst Kahls und Henning Venskes »Das kleine Punk« (Spectrum Verlag) auf den positiven Index. Das kleine Werk für Kleine erscheint im Herbst auf katalanisch und – japanisch, so daß auch die noch kleineren Kleinen des fernen Ostens sich an dem großen Herrn im TV des Kleinen deutschen Punk erfreuen können.

Ist doch alles nur Kino

Der Westberliner Senat hat bei einer privaten Fernsehproduktionsfirma einen Film in Auftrag gegeben, der über die Lebensbedingungen besonders aus Sri Lanka stammender Asylbewerber in Westberlin berichten und andere Tamilen von der Reise nach Westberlin abschrecken soll. Zuverlässige Händler von Gerüchten konnten bislang nicht bestätigen, daß es Schwierigkeiten gegeben haben soll ob der Frage, ob nun auch der wunderschöne Brand in einem Abschiebeknast für Asylanten nachgestellt werden soll, bei dem Anfang 1984 in Westberlin Asylanten in ihren Zellen verbrannten, weil erst die

Schlüssel für die Zellen irgendwie einfach nicht zu finden waren und dann auch noch die Aufsichtsbeamten verschwunden waren. Richtig ist vielmehr, daß gerade für diese Szene noch freiwillige Tamilen gesucht werden, die durch ihren Auftritt, auch wenn es der erste und letzte überhaupt vor einer Kamera sein sollte dank der so gegebenen Authentizität – die neuere Filmwissenschaft spricht hier von dem sogenannten »Egon-Günther-Nama-Effekt« – ihre Landsleute überhaupt erst vor dem Schlimmsten bewahren.

MADE IN USA

Wenn Coca-Cola, McDonalds, Cowboystiefel, Chevrolets, Barbiepuppen und Mickey Mouse Amerika sind, dann ist auch der Saxophonist David Sanborn Amerika. Er ist so etwas wie der Elvis Presley des Rockjazz, ein echter Heuler, eine androgyne Mischung von Softie und Macho, dessen erotisierender Schmachtlocken-Ton auf dem Saxophon sentimentaleren Gemütern arg die Seele kitzelt. Im Ernst: David Sanborn ist derzeit nicht nur einer der erfolgreichsten Saxophonisten der Welt – auf ein paar Sanborn-Phrasen wollen weder Nena, David Bowie oder Stevie Wonder noch der greise Gil Evans, John McLaughlin oder die Brecker Brothers verzichten, seine letzte LP »Backstreet« stand fünfzig Wochen in der Billboard-Hitparade – , Sanborn ist nicht nur einer der erfolgreichsten, sondern in seiner Art auch einer der besten Altsoxophonisten. In seiner Art. Das heißt: Sanborn ist beileibe kein Neuerer, ganz im Gegenteil, was er spielt, birgt auch nicht die geringste musikalische Überraschung; man weiß, wie beim Coca-Cola, genau, was man bekommt. Aber Sanborn, ein guter, fingerfertiger Techniker, spielt dieses musikalische Fastfood mit der hochgetrieselten, synthetischen und ganz schön manierten Eleganz und Stromlinienförmigkeit einer Barbiepuppe. Und – das ist wohl das Geheimnis seines Erfolgs – mit einer hochgefahrenen Erotik nein genauer: mit einer vulgären Geilheit im Ton und in der Phrasierung, mit der weiße R&B-, Rock'n'Roll-Musiker immer schon auf die direktere, unkompliziertere Sinnlichkeit der Schwarzen gekontert haben, Elvis Presley ebenso wie Mick Jagger.

Seine neueste LP »Straight To The Heart« (Warner *9251501*), eine als Live-Album verkaufte Studio-Produktion, deren Backvocal-Chörchen und Bläser-Backgrounds erst noch später daraufgekoppelt wurden, ist hierfür nicht mehr und nicht weniger typisch als etwa die vorhergehenden, allenfalls ist man wieder etwas sparsamer mit elektronischen Gimmicks und Synthezisern umgegangen. Rund um Sanborn herrscht eher unterdurchschnittliches Mittelmaß

Mit Jazz, wenn man diese Abgrenzung aufrechterhalten will, hat diese Popmusik eigentlich nichts mehr zu tun. Oder wenigstens nicht mehr als Coca-Cola, McDonalds, Cowboystiefel, Chevrolets, Barbiepuppen und Mickey Mouse...

Berlin spielt feste

Fast ein *Eklat:*

Auf einer Veranstaltung des Horizonte-Literaturprogramms erklärte der Schweizer Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt, er habe bis vor kurzem von japanischer Literatur keine Ahnung gehabt. Es sei ihm nicht klar, weshalb ihn die Veranstalter in die Akademie der Künste eingeladen hätten.

Anders ausgedrückt:

An einem Wochenende im Juni mußte die Ausstellung chinesischer »Schätze aus der verbotenen Stadt« im Gropius-Bau wegen Überfüllung gesperrt werden.

Hysterie und Desinteresse lagen auf dem Horizonte-Festival der Weltkulturen 1985 in Berlin (West) dicht beieinander. Die Überforderung war programmiert. Ursprünglich sollten China, Japan und Korea für drei Wochen Künstler und Kunststücke auf die lange Reise schicken. Dann annektierte die Festspielleitung in einem neuen Schub von Größenwahnsinn noch dazu den südostasiatischen Raum für ihre Show. In solchen Dimensionen war selbst an eine oberflächliche Präsentation der halben zivilisierten Welt nicht mehr zu denken.

Gegenbeispiel:

Bei einem Festival in Tokio oder Jakarta fände sich eine Volkstanzgruppe aus Georgien mit der Royal Shakespeare Company und sizilianischen Puppenspielern in einen Topf geworfen. Der Tenor hieße schlicht und unverschämt »Europa«. So geht's nicht, so geht's nur in Berlin, wo man Voluntarismus gern mit Weltoffenheit verwechselt.

Begleitet von konzertierter Desinformations-Streuung der Medien, bot der exotische Discount japanisches Kabuki neben Maskentheater aus Bali, chinesische Suchuan-Oper neben traditioneller Musik aus Korea. Dazu Lesungen, Symposien, Filmreihen, Ausstellungen. Im Stadtbild fast unsichtbar spannte sich ein Netz größerer und kleinerer kultureller Anlässe, in dem sich allein Experten und professionelle Beobachter verfingen. Was viele empfanden, hat Dürrenmatt trocken und treffend formuliert.

Woher denn so plötzlich das Interesse an asiatischer Kultur? Man hätte die Länder und politischen Systeme zu unterscheiden, und innerhalb Chinas oder Indonesiens wäre zwischen Tradition und zeitgenössischer Entwicklung der landeseigenen Künste und Kunstformen zu differenzieren. Das war nicht im Sinn der Horizonte, wäre aber notwendig gewesen – Information und Vorbereitung – , um aus dem bloßen Staunen und höflichen Applaudieren herauszukommen.

Preisfrage:

Nennen Sie mindestens drei japanische Filmregisseure! In der nächsten Quizrunde kommen dann schon die »Drei Chinesen mit dem Contrabaß«.

Horizonte-Besucher dürfen sich fühlen wie Staatsgäste in ihrer eigenen Stadt. Sie bekamen unergründliche Theater- und Musikdarbietungen gereicht, für weitergehende Beschäftigung und Fragen war gar nicht die Zeit. Der nächste Termin drängte. Die rotzige Zurschaustellung fernöstlicher Ensembles erinnerte an die Predigten unserer Politiker und Wirtschaftsbosse über die Arbeitsmoral in der japanischen Industrie: die Furcht, man habe den Anschluß verpaßt, das Erschrecken vor einer wirtschaftlichen, kulturellen Übermacht im pazifischen Raum, mit dem die USA schon ihre Zukunft planen, Europa abgewandt.

Eine merkwürdige Melange von Weltpolitik und Provinzialität lag (wieder einmal) in der Berliner Luft. Nach Afrika und Lateinamerika zeigte sich Asien als unhandlicher Festival-Kontinent. Nichts bleibt zurück, die Hallen werden für die Festwochen im September gefegt. So unvermittelt, wie sie aufgetaucht sind, werden die asiatischen Kollektionen aus den Schaufenstern der Buchläden verschwinden und den Neuerscheinungen des Herbstes Platz machen. Tamilen darf der Senat abschieben, und die kleine Kiautschou-Straße im Bezirk Wedding wird das letzte koloniale Erbe ins »21. Jahrhundert – das Jahrhundert Asiens?« (Thema eines wissenschaftlichen Symposiums der Horinzonte) hinüberretten abseits der kulturellen Trampelpfade.

Japanisches Haiku von Shiki:

Zum Zeitvertreibe/Viel leeres Stroh noch klopfen/Im Sommermondschein.

Molto confuso

Motto für ein deutsch-italienisches *Kultur-Festival Gramsci-Luxemburg* in Hamburg: Rosas auch mal anders gedachtes Wart von der Freiheit als Schwatzbude. Jeder kann mitreden, -hören und -sehen, bloß mitdenken geht nicht. Wie auch, wenn gnadenlose Veranstalter das verwirrte Publikum mit Programm zuschütten wie hier. Eine Auswahl findet nicht mehr statt, nur noch Tabellenführung: Musik, Theater, Kino, Dichtung, Architektur, Malerei, Tanz. Fehlt was? Ach ja, die Wissenschaft: Zum internationalen Debattieren sind geladen: Mandel, Negt, Fetscher, Haug, Anderson, Olsson, Labica, Gelpi, Deppe, Tibor usf. (Der Kongreß findet statt vom 31.8. bis 6.9., alle übrigen Veranstaltungen vom 16.8. bis 22.9.85; Programme für DM 3,- bei: Kulturfestival e.V., Jarrestraße 20, 2000 Hamburg 60.)

Kultur auf Lehm und Tod

Ökologie und Kultur

»Angesichts der ökologischen Krisen, der nuklearen Bedrohung und damit Überlebensfrage der 'zivilisierten Welt' kommt bei den Grünen der Kultur eine entscheidende Bedeutung zu. In bestimmten Künsten und Übungstechniken können sich Ansätze eines Gegenentwurfs zur herrschenden Plünderung der Erde bilden. Als ein Ansatz dieses Gegenentwurfs sei hier der Gedanke der »Übersetzung der Erde« in Werke vorgeschlagen. »Übersetzung« soll heißen, daß das »Übersetzte« Verwandlungen durchläuft, die als in ihm angelegte erspürbar und erkennbar sind (näheres s. bildende Kunst).

Bildende Kunst

Es ereignen sich Erweiterungen von Kunst und bildnerischer Arbeit, die für das Überleben der Erde vielleicht entscheidend sind. Die wachsende Bedeutung zweckfreien Umgangs mit Ton in der Freizeitkultur und die Besinnung auf Lehm in der Architektur sind Beispiele für »Übersetzung der Erde« statt Plünderung.«

(Ehrenwort: ungekürzt zitiert aus dem Entwurf für ein Kulturprogramm der Niedersächsischen Grünen)

Konkret 08/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Weil uns die gehaltenen noch lange nicht satt machen, kündigt ein Verlag eine Sammlung »Ungehaltener Reden vor dem Deutschen Bundestag« an. Das Wasser läuft einem im Mund zusammen:

Manfred Bissinger erinnert an... Heinrich Böll fordert... Günter Grass prangert an... Horst Janssen findet... Walter Jens kann und will nicht akzeptieren... Uta Ranke-Heinemann konstatiert... Margarete Mitscherlich empört sich... Luise Rinser bezieht Stellung... Peter Wapnewski fragt nach Wesen und Unwesen...

Und darauf sollen wir noch bis Ende August warten müssen! Bin ich denn der Tantalus, daß ich so schrecklich leiden muß?

Macht sich vielleicht einer die Mühe, den Eindruck dummdreister Unsympathie, den die Auftritte des Sportbundespräsidenten Willy Weyer hervorrufen, am gesprochenem Wort zu verifizieren? Es bleibt wieder einmal an mir hängen:

Leistung muß sich lohnen! Diese Devise setzt sich langsam wieder durch. Jahrelang war sie als »kapitalistisch«, »unsozial« und »unmenschlich« verschrien. Die Lehrlinge der »Frankfurter Schule« hatten mir ihrer Gesellschaftskritik dafür gesorgt. Ich werde keinen Definitionsversuch wagen, aber eine politische Aussage, wenn ich dem »sozialisierten Menschen«, dem das Bett vom Staat gemacht werden soll, den »kreativen Eigenleister« gegenüberstelle.

Adornos bettlägerige Lehrlinge hätten sich mal an Weyer ein Beispiel nehmen sollen: Seit vierzig Jahren Eigen-Leister und keine kreative Mark vom Staat – nicht als stellvertretender Oberbürgermeister von Hagen, nicht als Landtagsabgeordneter, nicht als nordrhein-westfälischer Wiederaufbauminister, Finanzminister, Innenminister und stellvertretender Ministerpräsident. Und der Dank?

Das höchste Prestige in dieser Gesellschaft hat nicht derjenige, der vielleicht überdurchschnittliche Leistungen erbringt, sondern derjenige, der mit möglichst wenig Arbeitsaufwand einen möglichst hohen materiellen Gewinn erreicht.

Grimmig zitiert Weyer, der trotz übergewichtiger Leistungen bei seinen Landsleuten nicht mehr gilt als jeder gewöhnliche Fettsack, den Paddeltrainer Karl Adam, dessen »Worte bis heute nichts an Aktualität eingebüßt« haben:

Auf diese Weise entsteht eine hohe Produktion von Möchtegern-Playboys und Filmsternchen, von Frührentnern und Sparkassenräubern,

von Stehbierhallen-Louis und ehrenamtlichen Sportbundespräsidenten, die seit dem 57. Lebensjahr von staatlicher Pension leben wie dieser und statt Spitzkohl und Radieschen philosophischen Huflattich ziehen:

Den Gesellschaftskritikern der letzten Zeit ging es vornehmlich um das Leistungsprinzip als Zuteilungskriterium und hieb dann in einem Rundschlag auch gleich auf die anderen beiden Varianten ein. Ideologie macht eben blind.

Während von der Idiotie nicht gesagt werden kann, daß sie stumm mache. Sie im Gegenteil einen Hieb auf beide Seiten rundum schlagen:

Im Westen gehört Individualismus zum Selbstverständnis des einzelnen. Auch der westliche Mensch ist kein völlig isolierter. Andererseits erfahren wir aber, daß auch der Japaner – insbesondere bei Zurücksetzung – individuelle Vergleiche anstellt und empfindlich reagiert.

Schau an, die Japse: sie können gar persönlich empfinden, während wir von Gerhard Polt nur wußten, daß der Asiate an sich nicht schmutzt. Was aber ist mit dem Itaker, was mit dem Tommy?

Im Abendland bleibt die Eigenleistung immer auch die eigene Leistung.

In diesem Punkt ist der Eigen-Leister eigen. Droht doch der Untergang des Feierabendlands:

Durch die Diskriminierung jeder Leistung kann unsere Demokratie zu einer Diktatur der Kümmerlinge entarten. Jeder denkt nur daran, wie er den Staat schröpfen kann. Viele lassen sich von dem Gedanken leiten, was das Füllhorn eines Wohlfahrtstaates ausgeschüttet, sei ihnen geschenkt.

Da stellt sich Weyer, 1941/42 Assistent an der Akademie für Deutsches Recht und in den ausschüttungsreichen Siebzigern stellvertretender Vorsitzender der Füllhorn-Demokratischen Partei, eine andere Jugend vor: Hart wie Krupp-Stahlsubvention, flink wie Wiesheu und zäh wie Lambsdorff.

Auch die Leistung des »FAZ«Redakteurs K. Natorp, der das Bündnis nicht nur im Herzen trägt, soll sich wieder lohnen:

Unter Carters Nachfolger Reagan wurde das Ruder alsbald herumgerissen, die Peitsche in die Ecke gestellt und stattdessen der Afrika-Beauftragte mit Zuckerbrot auf den Weg nach Kapstadt geschickt.

Ich will nicht knausern: Halber Tariflohn eines Scherenschleifers plus 53 Mark 79 Wohngeld – ist das ein leistungsgerechtes Angebot?

Der international renommierte Experte hat das Wort:

Die Regierung hätte wissen müssen, daß ihre Angebotspolitik nur ganz langsam wirkt. Arbeitslose, Arbeitnehmer und Arbeitgeber werden noch jahrelang Opfer bringen müssen.

Sagt Karl Schiller, Professor der Volkswirtschaftslehre, Mitglied der SPD, Ökonomieberater des saarländischen Ministerpräsidenten, Wichser last not least.

Ich hatte gelesen, wie sie die Sprachkunst des Dichters Patrick Süskind lobten, und blieb beim Durchblättern seines Romans auf der Seite 43 hängen:

Die Zeit des Überwinterns ist vorbei,

las ich und dachte, daß das ja schließlich fast jedem passieren kann, der einen Bestseller vollschreiben muß. Daß die Zeit des Überwinterns bloß der Winter ist, füllt auch dem Grass nicht Scheun und Faß. Lies also weiter:

Der Zeck Grenouille regte sich wieder. Er witterte Morgenluft.

Nun hab ich keine Ahnung, was Zecken beim Anbruch des Tages tun, sondern weiß bloß, daß der Geist von Hamlets Vater mit seinem »But soft! methinks, I scent the morning air« ankündigt, es nahe sich die Stunde, wann er den schweflichten, qualvollen Flammen sich übergeben muß, zu fasten in der Glut, bis die Verbrechen seiner Zeitlichkeit hinweggeläutert sind, worauf der Prinz von Dänemark nicht antwortet: Hurra, hurra, der Papa der ist wieder da, sondern »Ach, armer Geist«, also ganz anders als Süskind und seine Liebhaber, die das faule Land der Dänen mit der Nase suchen.

Das »Infozentrum« der »Deutschen Latex Forschung«, denn es gibt nichts was es nicht gibt, teilt mit:

Vor vier Jahren haben wir mit dem dlf-Zeichen ein Gütesiegel für den Verbraucher geschaffen und geholfen, das Kondom von seinem Aschenpuddel-Image zu befreien.

Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, ihr »Mitglieder unseres Güteausschusses Prof. Dr. Döring, München, Dr. Hoffmann, Karlsruhe und Dr. Staage, Staatliches Materialprüfamt Darmstadt«, all ihr Vöglein unter dern Himmel, kommt und helft mir lesen: Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen, oder was? Rucke di guck noch einmal!

Dumm »Bild« zu »Bumm«-Becker:

Vor dem Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.

Auf Platz 51,2 der Liste.